Wolfgang Venohr

DIE ABWEHR-SCHLACHT

Jugenderinnerungen 1940-1955

EDITION JF

Nach der Tragödie von Stalingrad, im Februar 1943, warfen sich die neuaufgestellten Panzergrenadierdivisionen des Heeres und der Waffen-SS in die große Abwehrschlacht.
Es ging nicht mehr um den Sieg, sondern um die Verteidigung des Reiches.
Eine neue Art von Krieg begann, gekennzeichnet durch kurze Gegenstöße gepanzerter Eliteverbände. Der Autor nahm teil an diesen schweren Schlachten, als einfacher Kradschütze, zum Schluß als Kompanieführer. Vierzig Nahkampftage wurden ihm attestiert, und der Leser erlebt durch seine Perspektive hautnah den Heroismus und die Vergeblichkeit dieses verbissenen Verteidigungskampfes.
Der Frontsoldat Venohr widmete sich auch nach dem Krieg, auf der Universität, dem Kampf. Aber jetzt war es ein Kampf gegen den Krieg, gegen die Remilitarisierung. Er und seine Freunde stemmten sich mit aller Macht gegen die Spaltung des Vaterlandes. Venohr marschierte mit den Arbeitern von „Siemens Plania“ am 17. Juni 1953 gegen die SED.
Und was immer auch der Kalte Krieg, was immer auch die Besatzungsmächte mit seiner gespaltenen Heimat anstellen mochten, der Autor blieb seinem Ziel treu: der Wiedervereinigung Deutschlands.

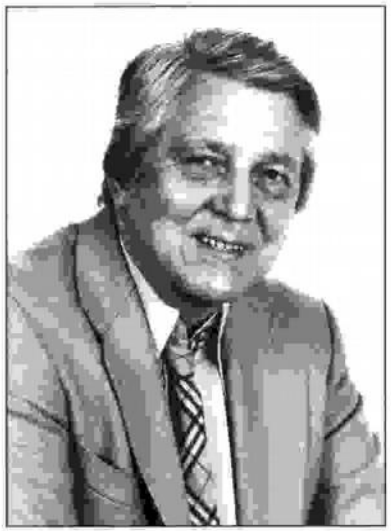
* * *

Auszüge aus einem packenden Buch von Wolfgang Venohr, das die JUNGE FREIHEIT vor mehr als 20 Jahren herausbrachte und das vor kurzem (2023) eine Neuauflage erfuhr.

Die hier präsentierten Abschnitte sollen das Interesse an diesem Buch wecken, das auch noch in Antiquariaten angeboten wird, abgesehen von einem Erwerb eines Exemplars der Neuauflage, was aber, wie die gezielte Suche danach gezeigt hat, mit einigen Umständen verbunden ist.

Venohr stellt seine Motivation und die Quellenbasis seiner Ausführungen in seinem Vorwort dar. So wechselt ein auf Tagebucheinträgen fußender erster Teil mit Darstellungen in der Rückschau - ersterer bewußt nicht mit „Einordnungen“ versehen.

* * *



Weitere Veröffentlichungen des Autors:

Aufstand in der Tatra (1979)
Preußische Profile (1980)
Dokumente Deutschen Daseins (1980)
Die deutsche Einheit kommt bestimmt (1982)
Fridericus Rex (1985)
Stauffenberg (1986)
Der Soldatenkönig (1987)
Ludendorff (1993)
Patrioten gegen Hitler (1994)
Erinnerung an eine Jugend (1997) u. a.

Der zweite Band der Lebenserinnerungen des Historikers, Publizisten und TV-Journalisten Wolfgang Venohr.
1940–1955

„Die Darstellung ist geprägt vom heißen Atem der Front, von den Leidenschaften des Kampfes, von der glühenden Vaterlandsliebe eines 17- bis 19jährigen jungen Menschen. So erklärt sich auch der erstaunliche Frontenthusiasmus, der aus jeder Zeile spricht. Dabei wird nichts verschwiegen; eine Romantisierung der Waffen-SS findet nicht statt. Die unglaubliche Brutalität der ‚Trossknechte' in der Etappe kommt ebenso zur Sprache wie das Phänomen der politischen Blindheit, das die Männer an der Front gefangenhielt, oder mein hoffnungsloser Versuch, diese Blindheit aufzubrechen, der mich fast vor das Kriegsgericht brachte. Spätere Erkenntnisse und Einsichten der Nachkriegszeit sind absichtlich n i c h t berücksichtigt worden, um der Authentizität, um der Ehrlichkeit keinen Abbruch zu tun."

Wolfgang Venohr

EDITION JF

Wolfgang Venohr

DIE ABWEHRSCHLACHT

Jugenderinnerungen 1940-1955

EDITION
JUNGE FREIHEIT
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK UND KULTUR

Druck und Bindung: WB-Druck, Rieden

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Venohr, Wolfgang:
Die Abwehrschlacht : Jugenderinnerungen 1940–1955 /
Wolfgang Venohr. –
Berlin : Junge-Freiheit-Verl., 2002
ISBN 3-929886-12-X

2. Auflage 2003
ISBN 3-929886-12-X
© 2002 by Junge Freiheit Verlag GmbH & Co.
Hohenzollerndamm 27a, 10713 Berlin
Gedruckt in Deutschland

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind Vervielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

Inhalt

Vorwort 7

TEIL I – DIE ABWEHRSCHLACHT
Als Kriegsfreiwilliger zur Leibstandarte 15
Frühjahr in der Ukraine 35
Die Panzerschlacht bei Kursk 47
Im schönen Land Italia 61
Großkampf westlich des Dnjepr 83
Melder an der Invasionsfront 123
Katastrophe auf einem Lehrgang 137
Feldzug in der Slowakei 147
Auf der Junkerschule Kienschlag 171
Endkampf an der Oder 183
Über die Waffen-SS 217

TEIL II – DAS DESASTER
Internierung 223
Bilanzierung 251
Perspektiven 271

TEIL III – DER NEUBEGINN
Das Entstehen der „Dritten Front“ 299
„Wir sind alle Deutsche“ 327
Anhang 353

Vorwort

Im Herbst 1940 – damals war ich fünfzehn Jahre alt – endete meine Kindheit abrupt. Auf einem Fahnenmarsch der Hitlerjugend von Posen nach Kutno, im Reichsgau „Wartheland", hatte ich öffentlich gegen Brutalitäten an Polen und Juden demonstriert, Befehlsverweigerung begangen und als Ausdruck meines Protestes die Jungvolkfahne, ein Hoheitszeichen des Reiches, eingerollt. Das bekam mir schlecht. Man schlug mich krankenhausreif; für zwei Monate war ich „mit Schimpf und Schande" aus der Hitlerjugend ausgeschlossen. Es hätte noch schlimmer kommen können. Die Erfahrung, die ich zum ersten Mal in meinem Leben machen mußte, daß man, wenn man Zivilcourage zeigt und sich in Gefahr begibt, völlig allein steht, erschütterte meine jugendliche Seele bis in die Grundfesten.*

Von diesem Zeitpunkt an war mein Sinnen und Trachten ausschließlich darauf gerichtet, zur kämpfenden Wehrmacht an die Front zu gehen. Das wurde für mich zu einem absoluten Muß, als es im Dezember 1941 zur großen militärischen Krise an der Ostfront kam. Nach 28 Monaten Krieg, in denen nur Sondermeldungen und Siegesfanfaren aus dem Rundfunk zu hören waren, geriet das deutsche Ostheer vor Moskau, Leningrad und Rostow in schwere Bedrängnis, während im Westen England und die USA als drohende Gegner standen.

Bis zum Frühjahr 1941 hatte ich nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß Deutschland einen gerechten Krieg führte: einen Krieg zur Wiedergutmachung des uns 1919 in Versailles angetanen Unrechts und zur Sicherung unserer nationalen Unab-

* Siehe meine Autobiographie „Erinnerung an eine Jugend", Kapitel „Der Fahnenmarsch", München 1997

hängigkeit. Diese Auffassung wurde damals wohl von fast allen Deutschen geteilt. (Der „Aufruf an die Wehrmacht", den die Widerstandsverschwörer Generaloberst Beck und Oberst Graf Stauffenberg im April 1944 zur Vorbereitung ihres Hitler-Attentats formulierten, benutzte fast wörtlich dieselben Argumente.)

Doch der Angriff auf Rußland, am 22. Juni 1941, war in unserer Familie auf völliges Unverständnis gestoßen. Mein Vater, ein früher Nationalsozialist, hatte konsterniert ausgerufen: „Aber der Führer hat doch immer wieder erklärt, daß er niemals einen Zwei-Fronten-Krieg führen wird!" Diese Bedenken schwanden erst nach zwei, drei Monaten, als die Millionenzahlen an sowjetischen Gefangenen die deutsche Präventivkriegs-These zu bestätigen schienen. „Der Führer", erklärte Vater in einer Aufwallung von Selbstkritik, „hat doch wieder einmal recht behalten: Diese unvorstellbaren Massen der Bolschewisten hätten uns glatt überrannt!" Offenbar war Hitler den Erpressungs- oder Angriffsabsichten Stalins knapp zuvorgekommen.

In der zweiten Novemberhälfte 1941 wurde ich stutzig. Anhand der täglichen Wehrmachtsberichte konnte ich feststellen, daß unser Vormarsch in den Weiten Rußlands zum Stehen gekommen war. Von diesem Zeitpunkt an habe ich nicht mehr an einen deutschen Sieg geglaubt. Natürlich sah ich keine Niederlage voraus. Innerlich war ich jedoch von diesem Tage an fest überzeugt, daß es nur um ein „Remis", um ein Unentschieden im Ringen der Weltmächte gehen konnte. Der Krieg war zu einem bedrohlichen Kampf um die Existenz des Reiches geworden. Es ging von nun an schlichtweg um alles. Ich beschloß, nicht das vorgeschriebene 17. Lebensjahr abzuwarten, sondern mich so schnell wie möglich kriegsfreiwillig zu melden.

Wir wohnten damals in der Stadt Posen, in die mein Vater am 1. 1. 1940 dienstversetzt worden war. Als ich eines Tages, im Januar 1942, in der Nähe des Wilhelmsplatzes in ein Kino ging, sah

ich einen halbstündigen Vorfilm, der den Einsatz des mot. Regiments „Leibstandarte SS Adolf Hitler" zeigte. Ich war wie vom Blitz getroffen. Dreimal ging ich ins Kino, nur um diesen Film zu sehen. Was ich sah, war der Offensivschwung einer Jugendtruppe, die ausschließlich aus Freiwilligen bestand und die im Frankreich- wie im Balkanfeldzug mit der revolutionären Dynamik moderner motorisierter Kriegführung die Gegner förmlich überrollt hatte. Ich war begeistert von der Fairness dem geschlagenen Feinde gegenüber, denn im Kommentarton hieß es zur Kapitulation der griechischen Armee, „dem tapferen Gegner wurden die Waffen belassen."

Einen Monat später meldete ich mich kriegsfreiwillig zum mot. Regiment „Leibstandarte". Bis dahin war es mein Wunsch gewesen, zum mot. Regiment „Großdeutschland" zu gehen. Denn ein Eliteverband aus Freiwilligen sollte es unbedingt sein.

Daß es eine Streitmacht namens „Waffen-SS" gab, war mir am 4. Mai 1941 bewußt geworden, als ich im Rundfunk Hitlers Rechenschaftsbericht über den siegreich beendeten Balkanfeldzug hörte. Er bezifferte die personellen deutschen Verluste, und als Teilstreitkräfte der Wehrmacht zählte er expressis verbis Heer, Waffen-SS und Luftwaffe auf. Daß die Waffen-SS also keine Parteitruppe, sondern ein Teil der kämpfenden Wehrmacht war, erschien nach dieser Erklärung des Staatsoberhauptes und Obersten Befehlshabers ganz unzweifelhaft. Und so war ich auch nicht überrascht, daß im offiziellen Kommentarton des Films, der mich so faszinierte, die Leibstandarte als „eines der jüngsten Regimenter der Deutschen Wehrmacht" bezeichnet wurde.*

Ein politisches Bekenntnis war mit der Meldung zur Waffen-SS nicht verbunden, denn man hielt damals die Wehrmacht

* Der Dokumentarfilm über den Einsatz der Leibstandarte ist komplett, mit Bild und Ton, im Bundesarchiv vorhanden und als VHS-Kassette im freien Handel erhältlich.

insgesamt für nationalsozialistisch, jedenfalls in dem Sinne, daß sie dem Führer und Obersten Befehlshaber in voller Loyalität ergeben war. Außerdem waren die 17- bis 19jährigen Kriegsfreiwilligen, die zur Waffen-SS gingen, noch nicht wahlberechtigt und durchweg keine Mitglieder der Partei, der NSDAP. Das Qualitäts-Kriterion war ein ausschließlich soldatisches: Indem man sich zur „Großdeutschland", zur „Leibstandarte" oder zu den Fallschirmjägern meldete, gab man kund, daß man an der Front zu den Eliteverbänden gehören wollte.

Die Waffen-SS spielte zahlenmäßig, wie die Fallschirmjägertruppe, in der ersten Kriegshälfte, bis Ende 1942, keine dominierende Rolle. In den Krieg war sie 1939 mit vier Regimentern gezogen, aus denen sich mit der Zeit Divisionen entwickelten. Sie verfügte bis Ende 1942 nicht über ein einziges Panzerregiment. Als ich mich kriegsfreiwillig meldete, Anfang 1942, waren 3 mot. Infanteriedivisionen ohne schwere Waffen alles, was sie an schnellen Truppenkörpern besaß. Es waren dies Verbände, die sich an allen Fronten besonders ausgezeichnet hatten. Von schlachtentscheidender Bedeutung waren sie aber nicht gewesen, da sie nur in Anlehnung an Panzerdivisionen des Heeres zu Großoperationen befähigt waren. Doch um die Jahreswende 1942/43 vollzog sich ein dramatischer Umschwung: Während das Heer im Kessel von Stalingrad und bald darauf in Nordafrika insgesamt 30 Divisionen, davon 6 Panzerdivisionen und 4 mot. Divisionen, verlor, entstand Ende 1942 ein SS-Panzerkorps mit drei vollausgerüsteten Panzergrenadierdivisionen („Leibstandarte" – „Das Reich" – „Totenkopf"), das ab Januar 1943 zum Einsatz an der Ostfront kam.

Von diesem Zeitpunkt an wurde die Waffen-SS an allen Fronten zum ehernen Rückgrat des deutschen Abwehrkampfes.*

* Von Frühjahr 1943 bis Frühjahr 1945 vervielfachte sich die Panzertruppe der Waffen-SS. Bei Kriegsende umfaßte sie 15 gepanzerte Großverbände: 8 Panzerdivisionen, 4 Panzergrenadierdivisionen, 3 Panzergrenadierbrigaden.

Die folgenden Ereignisse habe ich niedergeschrieben, indem ich mich eng an das Fronttagebuch meines Kriegskameraden Werner Pickhardt und an mein eigenes „Kriegs-Kalendarium" hielt, das ich in der Zeit vom 15. Mai bis 15. Juli 1945 im Lazarett Ladelund verfaßte. Die Personen und Ereignisse sind authentisch.

Die Darstellung ist geprägt vom heißen Atem der Front, von den Leidenschaften des Kampfes, von der glühenden Vaterlandsliebe eines 17- bis 19jährigen jungen Menschen. So erklärt sich auch der erstaunliche Frontenthusiasmus, der aus jeder Zeile spricht. Dabei wird nichts verschwiegen; eine Romantisierung der Waffen-SS findet nicht statt. Die unglaubliche Brutalität der „Trossknechte" in der Etappe kommt ebenso zur Sprache wie das Phänomen der politischen Blindheit, das die Männer an der Front gefangenhielt, oder mein hoffnungsloser Versuch, diese Blindheit aufzubrechen, der mich fast vor das Kriegsgericht brachte. Spätere Erkenntnisse und Einsichten der Nachkriegszeit sind absichtlich n i c h t berücksichtigt worden, um der Authentizität, um der Ehrlichkeit keinen Abbruch zu tun.

Die Handlungen vollziehen sich in der Zeit vom Herbst 1942 bis zum Frühjahr 1945. Es war dies die zweite Hälfte des großen Krieges. Eine dunkle, eine schreckliche Zeitspanne, die die grausame Tragödie des europäischen Judentums, aber auch die barbarische Verwüstung der deutschen Heimat durch den alliierten Bombenterror umfaßte. Gottlob blieb uns an der Front das alles fast gänzlich verborgen. Unser Blick ging nicht nach hinten, sondern nach vorn. Er spähte aus nach den unerschöpflichen Massen der von allen Seiten anstürmenden Feinde.

So ist mir dieser Abschnitt meines Lebens als die Zeit der großen A b w e h r s c h l a c h t im Gedächtnis geblieben. Meine Jahrgänge, 1923 bis 1927, erlebten keine Blitzsiege mehr. Seit der Winterkrise 1941/42, vor allem seit der Stalingrad-Katastro-

phe 1942/43 ging es nur noch um die Abwehr des Feindes. In dieser zweiten Hälfte des Krieges kämpften die Soldaten der Großdeutschen Wehrmacht ausschließlich zur Vaterlandsverteidigung. Dies war ihr einziges Motiv.

Winston Churchill sagte am 14. April 1944 zu seiner Umgebung: „Wenn ich ein Hunne wäre, würde ich rennen, was das Zeug hält, um Hitler zu Hilfe zu kommen." (John Colville: Downing Street Tagebücher; 1988; S. 347) Nun, was mich und meine Kameraden betrifft, kam sein Appell an Trotz, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe um zwei Jahre zu spät. Wir jungen „Hunnen" rannten schon 1942, was das Zeug hielt, um Deutschland zu Hilfe zu eilen.

Der zweite Teil D a s D e s a s t e r ist aus dem Gedächtnis geschrieben und behandelt die Jahre 1945 bis 1950. Das Reich, für das wir gekämpft hatten, war verloren, das Vaterland war geteilt und besetzt. Schlimmer als alles andere war der Verlust des Glaubens, der Zusammenbruch der tradierten Wertvorstellungen. Wir sahen unser Volk, das uns so hoch und heilig erschienen war, am Boden liegend, verstrickt in Schuld und Qual, seiner Ehre und all seiner Würde beraubt. Doch Jugend kennt keine Kapitulation. Auf den Trümmern der Vergangenheit erstand ein neues Weltbild, erwuchs eine neue Moral.

Auch der dritte Teil D e r N e u b e g i n n ist aus dem Gedächtnis verfaßt. Es geht darin um die Jahre 1950 bis 1955. Der Kampf um die Einheit Deutschlands beherrschte unser Leben, begleitete die gesamte Studienzeit. Er brachte keinen Sieg; erst 35 Jahre später wurde die Wiedervereinigung Deutschlands vollzogen. Aber unser Streben war nicht sinnlos gewesen. Die meisten von uns waren, als die Mauer fiel, schon 60 oder 70 Jahre alt. Ein ganzes Leben war darüber hingegangen. Dennoch: Wir fühlten uns von der Geschichte bestätigt.

W. V.

Teil I
DIE ABWEHRSCHLACHT

Es geht um die Rettung Deutschlands!
Und um sonst nichts . . ."

Claus Graf von Stauffenberg am 21. Mai 1944

Als Kriegsfreiwilliger zur Leibstandarte

Anfang Oktober 1942

Als ich mittags vom Unterricht auf dem Posener Staatlichen Gymnasium nach Hause komme, in die Grabenstraße 14, erwarten mich meine Eltern mit ernsten Gesichtern. Vater überreicht mir den Einberufungsbefehl zur „Leibstandarte Adolf Hitler" (LAH), bei der ich mich am 15. Oktober um 12 Uhr mittags in Berlin-Lichterfelde stellen soll. Endlich ist es soweit! Ein halbes Jahr mußte ich auf den verdammten Einberufungsbefehl warten und weiter zur Penne gehen. Mutter küßt mich und weint ein bißchen: „Aber Wolfgang, die Waffen-SS soll doch immer an den schlimmsten Frontabschnitten sein und so furchtbare Verluste haben..." Vater, der alte SS-Gegner seit der Röhm-Affäre von 1934, hat sich inzwischen mit meiner LAH-Wahl ausgesöhnt. Er sagt, er sei stolz auf mich, und gibt mir einen Fünfzigmarkschein.

Dann gehen wir zu viert, mit meinem kleinen Bruder, in den Hof und lassen ein Erinnerungsfoto machen.

15. Oktober 1942

Es geht los. Von meinen Eltern und von meinem Bruder Wolli verabschiede ich mich zu Hause. Dann marschiere ich mit einem Koffer und einem Pappkarton durch Posen zum Hauptbahnhof, wo Irene (16) auf mich wartet. Sie hat eine rote Rose für mich mitgebracht. Vor der Abfahrt umarmen und küssen wir uns lange. Als der Zug anfährt, läuft sie nebenher und winkt mit der Rose, die sie mir schenken wollte.

Der Zug fährt von Posen nach Berlin. Mein Einberufungsbefehl lautet zur 1. SS-Panzergrenadierdivision „Leibstandarte Adolf Hitler" (abgekürzt: LAH). Die LAH entspricht heutzutage dem 1. Garderegiment zu Fuß der preußischen Königsgarde. Und ich gehöre nun zur Garde des Führers.

Langsam schlendere ich durch den Villen-Stadtteil Lichterfelde der Finckenstein-Allee zu. Schon von ferne erspähe ich die flaggengeschmückten Türme der preußischen HKA (Hauptkadettenanstalt).

Punkt 12 Uhr: Meldung am Tor der LAH-Kaserne, der altehrwürdigen preußischen Hauptkadettenanstalt, in Berlin-Lichterfelde. Einteilung zur 2. E-Kompanie, dritter Zug. Meine Kameraden sind ausnahmslos 18 Jahre alt, stammen aus den verschiedensten Gauen Großdeutschlands und sind sämtlich Kriegsfreiwillige; die meisten haben sich aufgrund des Leibstandarten-Films zur LAH gemeldet. Keiner von ihnen ist unter 1,78 Meter groß. Auf meiner Stube, belegt mit zehn Mann, bin ich der einzige Abiturient.

In der Stube 11 stehen fünf doppelstöckige Betten und fünf große Doppelspinde (Schränke) mit zehn Schranktüren. Ein Unterscharführer mit dem EK II erklärt uns, wie und wo die Wäsche in den Schrankfächern zu stapeln ist und wie man morgens die Betten „baut". Bei dieser Unterweisung sitzen wir alle an einem langen rechteckigen Holztisch, der bequem für zehn Mann Platz bietet. An den Wänden unserer Stube hängen zwei schwarzweiß eingerahmte Sprüche:

„Wer auf die preußische Fahne schwört/hat nichts mehr, was ihm selber gehört" und „Kein blindes Gehorchen/sondern bewußtes Dienen".

Nachts, in der oberen Etage eines Doppelstockbettes, habe ich Heimweh. Ich denke an Irene und an ihre rote Rose.

16. Oktober 1942

Uniform- und Waffenausgabe. Erstes Antreten auf dem Hof. Unser Kompanieführer ist Obersturmführer König, unser Spieß Hauptscharführer Schröder. Wir erfahren, daß es bei der Waffen-SS keine Anrede mit „Herr" vor dem Dienstgrad gibt: „Wir sind keine Herren, wir sind Soldaten!" Die Spinde in der Stube bleiben unverschlossen; Kameradendiebstahl gilt bei der Waffen-SS als Todsünde.

Erstes gemeinsames Mittagessen im riesigen LAH-Speisesaal: Gulasch mit Pellkartoffeln. Danach Ausbildungsbeginn. Dienstgrad und Anrede lauten „Schütze".

Wir sind stolz auf unseren Ärmelstreifen, auf dem in deutscher Schrift und in Silber gestickt „Adolf Hitler" steht. Auf dem Koppelschloß steht: „Meine Ehre heißt Treue" (bei den Kameraden vom Heer: „Gott mit uns").

17. Oktober – 5. Dezember 1942

Siebenwöchige Grundausbildung; rein infanteristisch. 6 Uhr morgens Wecken, 22 Uhr abends Zapfenstreich. Ausgang nur sonntags, in Uniform und in geschlossener Gruppe unter Aufsicht eines Unterscharführers. Die kalte wie die warme Verpflegung ist miserabel; ständiges Hungergefühl im Magen.

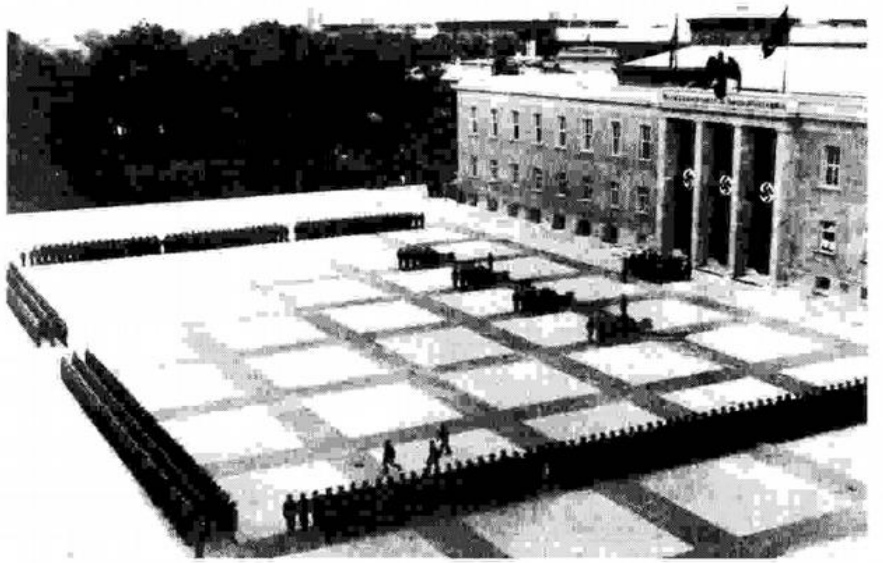
Politische und weltanschauliche Schulung gibt es bei der LAH leider nicht. Die gesamte Ausbildung ist nur auf militärischen Drill abgestellt. Den ganzen Tag über brüllen, hetzen und treiben die Unteroffiziere: „Los, los, los! – Laufen Sie, Sie Pittmann! – Beeilung, Beeilung! – Bewegung, Ihr Himmelhunde! – Ich will Euch Beine machen!". So gellt es einem pausenlos in die Ohren. Bei mir heißt es dauernd: „Venohr – linkes Ohr tiefer!" Nachts gibt es häufig Alarmübungen oder sogenannte Maskenbälle. Findet der Unteroffizier vom Dienst (UvD) – angeblich – irgendwo Staub, kippt er sämtliche Schränke um. Bei Spind- und Stubenappellen falle ich wiederholt auf, zeichne mich aber bei der Gefechtsausbildung aus. Gute Leistung auch beim Gewehrgriff und beim Parademarsch, mittelmäßige Ergebnisse beim Scharfschießen mit Karabiner 98 k. Bestes Schießergebnis der ganzen Kompanie mit der Pistole 08. Bedienung und Handhabung des MG 34 interessieren mich brennend; leider findet nie ein MG-Scharfschießen statt.

Manchmal denke ich, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, zur „Großdeutschland" zu gehen.

Die Leibstandarte garnisoniert auf dem traditionsreichen Gelände der ehemaligen preußischen Hauptkadettenanstalt (HKA) Berlin-Lichterfelde. Es ist ein riesiges quadratisches Areal, bestanden mit Kasernenbauten aus rotem Backstein und parkähnlichen Baumanlagen. 1878 erbaut, war hier vierzig Jahre lang die Pflanzstätte preußischen Soldatentums, mir bestens bekannt aus der Lektüre der „Kadetten" von Ernst v. Salomon.

Wenn man durch das gewaltige Tor, vorbei an zwei überlebensgroßen Figuren von Leibstandarten-Gardisten aus hellem Sandstein, das imposante Kasernengelände betritt, liegt rechter Hand die neuerbaute zweitgrößte Schwimmhalle Europas, links lugt hinter Bäumen der Turm der alten Kadettenkirche hervor. Hier stehe ich oft in den Mittagspausen und schaue auf die Standbilder, die über dem Kirchenportal Posten gefaßt haben: der Soldatenkönig – Friedrich der Große – Friedrich Wilhelm III. – Wilhelm 1. An diesem Ort empfinde ich beinahe körperlich die preußische Verpflichtung zum Soldatsein, zum freiwilligen Dienen.

Wir erhalten das Soldbuch der Wehrmacht mit dem Merkblatt „Zehn Gebote für die Kriegführung des deutschen Soldaten", das uns zu völkerrechtsmäßigem Verhalten verpflichtet. Auf der nackten Brust ist die Erkennungsmarke zu tragen. Zur Vereidigung, Anfang November, tritt das gesamte E-Bataillon feldmarschmäßig ausgerüstet mit Stahlhelm an. Der Bataillonskommandeur verliest die Eidesformel, die wir im Chor laut bekräftigen. Dann singen wir das Treuelied der Waffen-SS:



„Wenn alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu,
Daß immer noch auf Erden
Für Euch ein Fähnlein sei:
Gefährten unserer Jugend,
Ihr Bilder besserer Zeit,
Die uns zu Männertugend
Und Liebestod geweiht.

Wollt nimmer von uns weichen,
uns immer treue sein;
treu wie die deutschen Eichen,
wie Mond und Sonnenschein.
Einst wird es wieder helle
in aller Brüder Sinn:
Sie kehren zu der Quelle
in Lieb und Treue hin.

Ihr Sterne seid uns Zeugen,
die ruhig niederschauen,
wenn alle Brüder schweigen
und falschen Götzen trauen.
Wir wollen den Schwur nicht brechen,
nicht Buben werden gleich;
wollen predigen und sprechen:
vom heil'gen Deutschen Reich."

Ja, sage ich mir, das soll ein Wort sein! Ich werde den Eid, den ich heute auf die Fahne geschworen habe, niemals brechen.

Mitte November werden wir auf Tropendienstfähigkeit untersucht. Es heißt, daß die Leibstandarte nach Nordafrika, zu Rommel, kommen soll. Gleichzeitig wird jedem in den linken Oberarm die Blutgruppe eintätowiert. Bei mir ist es die Blutgruppe Null.

Zur Gefechtsausbildung marschieren wir nach Osdorf oder Heinersdorf, zum Scharfschießen fahren wir mit der S-Bahn nach Jungfernheide. Auf einer dieser Fahrten sehe ich zum ersten Mal einen alten Mann mit dem gelben Judenstern am Mantel. Einer von uns latscht ihm absichtlich auf die Füße und lacht. Ich stelle ihn scharf zur Rede. Die Zivilisten im S-Bahnabteil schweigen bedrückt.

Die abendlichen Gespräche auf der Stube öden mich an. Über das, was mich interessiert, über Geschichte, Politik, Literatur, kann ich mit niemandem sprechen. Die Unterhaltungen drehen sich um den täglichen Dienst, um das völlig unzureichende Essen und um „Thema eins", Weiber. Meine Kameraden sind Bauern- und Arbeitersöhne. Ende November freunde ich mich mit Hammermeier, einem ernsten, schwerblütigen Jungen aus dem Schwäbischen an. Mit ihm kann ich, wenn wir allein sind, die militärische Lage diskutieren. Wir brennen beide auf den Einsatz an der Front.

6. Dezember 1942

Mit heftigen Schluckbeschwerden suche ich bei Dienstbeginn den Truppenarzt auf, der 39,8 Fieber mißt und auf „Diphterie" diagnostiziert. Über die 2. E-Kompanie wird sofort Quarantäne verhängt, während ich nachmittags in ein Reservelazarett des Heeres in Berlin-Hermsdorf transportiert werde.

7. Dezember 1942 – 10. Januar 1943

Fünfwöchiger Aufenthalt im Lazarett, in dem sich Angehörige des Heeres, der Waffen-SS und der Luftwaffe befinden. Auf dem Namensschild über meinem Bett steht als Dienstgradbezeichnung „SS-Schütze". Als die Diphterie schon im Abklingen ist, bekomme ich einen schweren Rückfall und liege tagelang mit über 40 Grad Fieber im Dämmerzustand.

Zu Heiligabend besuchen uns Angehörige der NS-Frauenschaft und des BDM, die uns mit Liebesgaben versorgen. Der Kreisleiter hält eine überflüssige Ansprache, in der er vom „Endsieg" redet. Jeder verzehrt ein ganzes Backhendl bei brennenden Kerzen am Tannenbaum. Ich habe große Sehnsucht nach

Posen. Eltern und Großeltern dürfen mich wegen der Ansteckungsgefahr nicht besuchen.

Zur Jahreswende kommen Verwundete, die aus dem Kessel von Stalingrad ausgeflogen wurden. Auf der Toilette, wo heimlich geraucht wird, höre ich düstere Frontschilderungen der ehemaligen Stalingrader. Bis Heiligabend soll die Stimmung im Kessel hervorragend gewesen sein; seitdem glaubt keiner mehr an Befreiung.

Meine Überzeugung, daß ein Krieg nicht nur aus Siegen bestehen kann, befestigt sich. Als ich erfahre, daß meine Kompanie inzwischen zur Felddivision abgefahren ist, verzweifle ich an meinem Glück.

11. Januar 1943

Ich werde aus dem Lazarett entlassen und melde mich in der LAH-Kaserne. Da meine Kompanie weg ist, weiß niemand, wo ich hingehöre. Also gibt man mir einen Urlaubsschein für Posen. Ich soll bis Ende Januar Genesungsurlaub machen.

12.–31. Januar 1943

Käseweiß im Gesicht und wacklig auf den Beinen verbringe ich zu Hause bei meinen Eltern den Genesungsurlaub. Ich kann mich nur schwer erholen. Meine Stimmung ist auf dem Nullpunkt. Die Nachrichten von der Ostfront und aus Nordafrika sind katastrophal, meine Kompanie ist in Frankreich bei der Division, und wann sich mir wieder eine Chance bietet, an die Front zu kommen, ist ungewiß.

Ich gehe hauptsächlich in Zivil aus und treffe mich nur ein einziges Mal im Café „Schwan" mit meiner Freundin Irene, die sich schnippisch gibt. Sinnlose Plapperei.

Alle meine Klassenkameraden sind bei der Truppe. Posen ist mir fremd geworden. Ich fühle mich überflüssig. Spaß macht mir nur, mit meinem kleinen Bruder, der inzwischen zwei Jahre alt ist, auf der Erde zu liegen und Autorennen zu spielen. Die übrige Zeit lese ich die „Buddenbrooks" von Thomas Mann und noch einmal Knut Hamsuns Landstreicher-Trilogie.

Am vorletzten Urlaubsabend setzen sich meine Eltern, nachdem mein Bruder Wolli ins Bett gebracht ist, mit mir bei einem Glas Wein zusammen. Die Stimmung ist gedrückt. Meine Mutter, sehr blaß, leidet unter dem ungewissen Schicksal unserer an der Wolga eingeschlossenen Soldaten. Vater trommelt nervös mit den Fingern auf die Tischplatte und stellt die Frage, wie Deutschland noch siegreich aus dem „ganzen Schlamassel" herauskommen will. Auch ich sehe schwarz für die 6. Armee in Stalingrad. Aber an „Sieg" glaube ich ja längst, schon seit einem Jahr nicht mehr. Und wozu auch? Wir wollen doch keine Eroberungen machen. Wir verteidigen mit Erbitterung die Unabhängigkeit und Großmachtstellung des Reiches, die Tatsache, daß 80 Millionen Deutsche brüderlich in einem Staat zusammenleben, und ich hoffe von Herzen, daß wir den verfluchten Feinden ihre Suppe versalzen werden.

Am letzten Urlaubstag ist klar, daß der Kampf um Stalingrad zu Ende geht. In düsterer Stimmung fahre ich ab nach Berlin.

1.–25. Februar 1943

Ich lungere beschäftigungslos in der Lichterfelder LAH-Kaserne herum. Niemand weiß etwas mit mir und einigen anderen Genesenen anzufangen. Ich melde mich beim Kompanieführer zum Rapport, um meine bevorzugte Versetzung zur Division, zur Feldeinheit, zu beantragen. Er vertröstet mich auf Ende des Monats. Bald stellt sich das nagende Hunger-

gefühl wieder ein. Immer häufiger gehe ich am hellichten Tage, hinten am Südgelände, illegal über die Kasernenhofmauer und fahre mit der S-Bahn nach Berlin-Wedding, Lindower Straße 17, zu meinen Großeltern. Wie ein Wolf stürze ich mich auf Berge von Kartoffelpuffern, die meine Großmutter bäckt. Nachts geht es dann wieder heimlich über die Mauer zurück in die Unterkunft.

Anfang Februar wird bekannt, daß die Leibstandarte im Blitzmarsch Frankreich verlassen hat, wo sie seit dem vorigen August aufgefrischt wurde, und daß sie nun im Raum Poltawa oder Charkow gegen die Sowjets im Einsatz steht. Ich beneide meine Kameraden von der 2. E-Kompanie glühend.

Plötzlich spricht sich im Kasernengelände herum, daß Obersturmführer König und Hauptscharführer Schröder verhaftet sind. Beide sollen große Mengen an Lebensmitteln und Marketenderwaren, die für die 2. E-Kompanie bestimmt waren, privat verhökert haben. Jetzt wird mir klar, warum wir in der Ausbildungszeit so schwer „Kohldampf schieben" mußten. Mit Genugtuung hören wir, daß die beiden mit Schimpf und Schande degradiert und aus der Wehrmacht ausgestoßen wurden. Kurz darauf werden sie standrechtlich füsiliert.

Im letzten Februardrittel findet zum ersten Mal eine politische Unterrichtsstunde statt. Der Bataillonsadjutant hält einen Vortrag. Roosevelt und Churchill, so teilt er mit, haben gemeinsam die „bedingungslose Kapitulation" Deutschlands gefordert. Die Angloamerikaner wollen über die deutsche Führung „ein schweres Strafgericht" verhängen. Am Abend wird auf der Stube endlich einmal über Politik diskutiert: Die Kameraden sind außer sich über die Forderung nach „bedingungsloser Kapitulation". Die leichte Stalingrad-Depression, die doch in den letzten drei Wochen über allen lag, ist wie weggewischt.

26. Februar 1943

Endlich geht ein Genesenen-Transport von Lichterfelde zur Ostfront, zur Leibstandarte, zur Felddivision.

Am späten Vormittag, bei strahlender Sonne, marschiert unsere Kolonne von etwa 400 Mann feldmarschmäßig ausgerüstet von der Kaserne durch die Königsberger Straße zum Bahnhof Lichterfelde-Ost. Alle im Stahlhelm, die Tornister über den langen LAH-Mänteln, die fast bis auf die Füße reichen, die Karabiner umgehängt. Vorne an der Spitze spielt die Kapelle den Yorckschen Marsch. Die Straßen füllen sich mit Menschen, hauptsächlich Frauen und Kindern. Alles winkt oder wirft Blumen. Es ist ein Auszug wie 1914; fast unwirklich. Ich hätte nicht geglaubt, daß es so etwas noch nach dreieinhalb Kriegsjahren gibt.

Auf dem Bahnsteig stundenlanger Aufenthalt vor den Güterwaggons, die mit Stroh ausgelegt sind und in die wir unsere Klamotten gefeuert haben. Der größte Teil des Zuges ist mit Kriegsmaterial beladen. Abschied von den Mädchen, Freunden und Verwandten. Auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig fährt ein S-Bahnzug ein.

Ich sehe meine Mutter inmitten einer Menschentraube zur Sperre hasten. Sie hält den Hut mit der Hand fest. Ich schreie hinter ihr her. Sie ist extra aus Posen nach Berlin gekommen, um mir eine Armbanduhr zu bringen, und vermutet mich wohl noch in der Kaserne. Ich darf mich nicht vom Transportzug entfernen und schicke ein Stoßgebet zum Himmel, daß sich die Abfahrt unseres Güterzuges verzögert. Gerade als der Transport sich eine Stunde später in Bewegung setzt, erscheint meine Mutter wieder an der Sperre. Ich winke und schreie. Aber der Zug wird schneller, und sie bleibt zurück. Ob sie mich überhaupt gesehen oder gehört hat, weiß ich nicht.

26. Februar – 7. März 1943

Endloser, langweiliger Eisenbahntransport mit vielen Unterbrechungen durch das polnische Generalgouvernement und über Lemberg in die Ukraine. Ich möchte so gerne etwas über die Frontlage erfahren und über unsere Division, der wir langsam näherkommen. Aber der einzige Offizier, der unseren Transport begleitet, ein Obersturmführer mit dem Ärmelstreifen „Deutschland", weiß auch nichts. Wir spielen Dauerskat oder schlafen. Keiner kennt den anderen; es sind alles Genesene der SS-Panzergrenadierdivisionen „Leibstandarte" und „Das Reich".

Im Raum Poltawa wird bei stockdunkler Nacht ausgeladen. Alles sitzt auf eine lange Reihe von LKW auf. Über knirschenden Schnee geht es zur Front.

8. März 1943

Gegen Mittag erreichen wir das Eisenbahn-Straßenkreuz Schlijach, das wenige Stunden zuvor von Einheiten der Leibstandarte und der Division „Großdeutschland" erobert wurde. Wir erfahren, daß wir uns etwa 25 Kilometer nordwestlich Charkow, der zweitgrößten Stadt der Ukraine, befinden und daß eine Großoffensive des SS-Panzerkorps (bestehend aus den Panzergrenadierdivisionen „Leibstandarte" – „Das Reich" – „Totenkopf") mit Unterstützung durch die „Großdeutschland" im Gange ist.

Plötzlich stäubt Schnee auf: Ein Schwimmwagen braust heran, auf dessen Seitenbord ein Ritterkreuzträger mit Majorsschulterstücken sitzt. Sofort läuft ein Raunen durch die angetretenen Glieder: „Das ist der schnelle Meyer!" Sturmbannführer Kurt Meyer, Kommandeur der Aufklärungsabteilung der LAH, mustert uns. Um ihn herum Offiziere und Unterführer mit dem E.K. I und dem Deutschen Kreuz in Gold auf der Brust. In ihren Winterpelzen, mit ihren verbeulten Feldmützen und grimmigen Schnauzbärten sehen sie nicht aus wie korrekte Soldaten, sondern wie wilde Krieger aus Urzeiten. Meyer ruft uns nur einen einzigen Satz zu: „Jungens, wir brauchen Euch dringender als das tägliche Brot!" Die Offiziere sind offensichtlich über unsere geringe Anzahl enttäuscht. Es heißt, in vierzehn Tagen soll noch einmal ein Ersatztransport mit 600 Mann aus Berlin kommen. Dann beginnt die Aufteilung: der größere Block unserer Kolonne kommt zum 2. Panzergrenadierregiment der LAH, der kleinere, in dem ich mich befinde, zur Aufklärungsabteilung der Leibstandarte.

9. März 1943

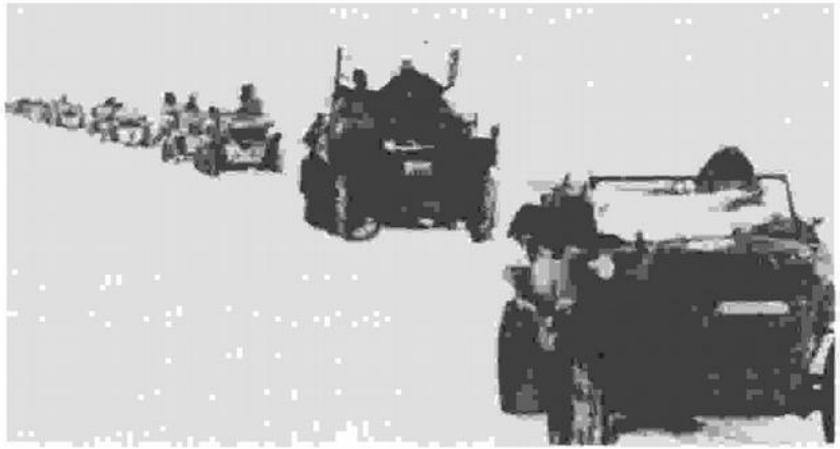
Am frühen Morgen sitze ich auf dem rechten hinteren Sitz eines VW-Schwimmwagens. Vor mir sitzt mein Schütze 1, Sturmmann Peter Brandt, mit dem MG, neben ihm der Fahrer des Wagens; links neben mir befinden sich die Munitionskästen und die Ersatzläufe. Unser Kompaniechef ist Ritterkreuzträger Hauptsturmführer Gerd Bremer. Ich gehöre nun der 1. Kompanie der Aufklärungsabteilung der 1. SS-Panzergrenadierdivision „Leibstandarte Adolf Hitler" an und bin jetzt Kradschütze. Von einem Tag auf den anderen haben sich alle meine Wünsche erfüllt.

Die Kompanie verfolgt aufgesessen fliehende sowjetische Infanterie und schießt im Fahren nach rechts und links. Das also ist motorisierter Angriffskrieg! Wir stoßen über den Udy-Abschnitt vor und erobern gegen Abend das Dorf Pressnetschnaja, etwa 12 Kilometer nordwestlich Charkow. Wir fiebern danach, die große Stadt anzugreifen.

10. März 1943

Die Gruppe des Unterscharführers Stoll, bestehend aus vier Schwimmwagen mit zwölf Kradschützen (in jedem Schwimm-

wagen sitzen drei Mann) fährt Spitze. Dicht hinter uns folgt Hauptsturmführer Bremer, dann – in größerem Abstand – die 1. Kompanie vor der weit auseinandergezogenen Aufklärungsabteilung. Wir stoßen, ohne größere Feindberührung, nach Osten vor und lassen Charkow im Süden liegen, das von den beiden Panzergrenadierregimentern der Leibstandarte von Norden her angegriffen wird. Nach zehn Kilometern Fahrt dringen wir in einen tiefverschneiten Wald ein, der kein Ende nimmt.



Wir fahren hintereinander auf einer schmalen Schneise; die Stille ist unheimlich. Wir müssen uns schon weit im Rücken des Feindes, nordostwärts Charkow, befinden. Nach zehn Kilometern erreichen wir endlich den Waldrand. Wir springen von unseren Fahrzeugen und werfen uns in den Schnee. Vor uns, höchstens einen Kilometer entfernt, sehen wir die Straße von Charkow nach Belgorod, auf der eine komplette sowjetische Division mit allen

schweren Waffen, beinahe friedensmäßig marschiert. Bremer, der zwischen uns liegt, beobachtet sprachlos durch sein Glas die feindlichen Massen. Der Abteilungskommandeur, Sturmbannführer Meyer, trifft mit einem Kübelwagen und einem Panzerspähwagen ein. Er kniet sich zwischen uns und beratschlagt mit Bremer. Plötzlich greifen deutsche Stukas die sowjetische Division aus der Luft an. Meyer stößt den rechten Arm hoch und schreit „Los!". Wir springen auf unsere Fahrzeuge und rumpeln mit äußerster Kraft der Straße entgegen. Wir hupen, johlen und schreien. Unsere beiden MGs hämmern im Fahren, der Panzerspähwagen überschießt uns mit MG und KWK. Das sowjetische Chaos ist unvorstellbar. Alles flieht oder gibt sich gefangen. Das ist Bewegungskrieg, das ist Husarentum! Von solchem Kampf habe ich immer geträumt.

Auf der Straße macht der Kommandeur mit seinem Wagen „rechtsum" und rast nach Süden, Richtung Charkow. Wir sitzen ab und sammeln die verdutzten Gefangenen ein, die jetzt erst bemerken, daß wir kaum zwanzig Mann sind; die Abteilung steckt noch tief im Wald.

11.–12. März 1943

Morgens tritt die während der Nacht herangekommene Abteilung, unterstützt von eigenen Panzern, von Nordosten her zum Angriff auf Charkow an. Wir stoßen bis zu einer Ziegelei am Stadtrand vor.

Sechs sowjetische T 34 befinden sich hier in Feuerstellung. Fünf werden von unseren Panzern abgeschossen; aber auch ein eigener Panzer IV wird vernichtet. Es gelingt unserer Kompanie nicht, in die Stadt vorzudringen. Wir kämpfen am Stadtrand nach drei Seiten gegen Massen sowjetischer Infanterie. Gegen Abend sind wir eingeschlossen und haben jede Verbindung zur Abteilung verloren.

13.–15. März 1943

Das gepanzerte SPW-(Schützenpanzerwagen-)Bataillon des Sturmbannführers Jochen Peiper kämpft sich zu uns durch und befreit uns aus der Umklammerung.

Während das Gros der Kompanie zur Abteilung stößt, um an den schweren Straßenkämpfen in Charkow teilzunehmen, wird ein Kradschützenzug, zu dem ich gehöre, der Kampfgruppe Peiper zugeteilt, die an der Eroberung Charkows nicht mitwirkt, sondern sich zum Stoß nach Norden, Richtung Belgorod, bereitstellt.

16. März 1943

In den frühen Morgenstunden greifen wir aufgesessen an. Links von uns Division „Großdeutschland", rechts von uns Division „Das Reich". Wir fühlen uns in bester Gesellschaft und fahren in lockerer Formation zwischen Peipers Schützenpanzerwagen. Hinter uns folgt in einigem Abstand das 2. Panzergrenadierregiment der Leibstandarte, das gestern Abend – nach der Erstürmung Charkows – frei geworden ist.

Am Nachmittag übernimmt das 2. Regiment die Spitze und kämpft sich mit Stukaunterstützung an ein langgestrecktes Dorf heran. Wir haben heute an die zwanzig Kilometer kämpfend zurückgelegt.

17. März 1943

Um 13 Uhr tritt die Kampfgruppe Peiper zum weiteren Angriff nach Norden an. Schwere Kämpfe mit den Sowjets, teils aufgesessen, teils abgesessen. Gräßlicher Schneematsch, in dem es nur zähflüssig vorangeht. Gegen Abend stoßen wir auf eine sowjetische Pakfront, die in der Nacht durchbrochen und im

Nahkampf aufgerollt wird. Wir haben mindestens zehn Kilometer gewonnen.

18.–20. März 1943

Gegen 7 Uhr morgens Stukaangriff auf die sowjetischen Stellungen vor uns. Fünf Minuten später greifen wir aufgesessen an, zehn Minuten später sind wir durch. Die Sowjets, völlig überrascht, staunen unserer vorbeifahrenden, aus allen Rohren feuernden mot. Kolonne hinterher. Sturmbannführer Peiper treibt unnachsichtig vorwärts. Zeitweilig fahren sowjetische T 34, die von uns ignoriert werden, links und rechts der Straße hinter uns her, verlieren aber schließlich den Anschluß.

So geht es vier Stunden lang vorwärts. Kurzes Absitzen und Feuergefecht zu Fuß wechselt immer wieder mit aufgesessener Verfolgung. Pro Stunde gewinnen wir acht bis zehn Kilometer Gelände.

Kurz nach elf Uhr dringen wir in Belgorod ein. 14 feindliche Panzer werden abgeschossen, 16 Geschütze erbeutet. Eine halbe Stunde später ist Belgorod genommen. Wir richten uns am Nordwestrand der Stadt zur Verteidigung ein. Mir ist unbegreiflich, warum wir nicht das Chaos beim Gegner ausnützen und weiter nach Norden, Richtung Kursk, vorstoßen. Allerdings hängen die Nachbarn links und rechts zurück.

Am nächsten Tag stoßen das Regiment „Deutschland" der Division „Das Reich" und eine gepanzerte Kampfgruppe der Division „Großdeutschland" zu uns. In der HKL liegt alles brüderlich durcheinander. Glänzende Stimmung. Keiner versteht den Haltebefehl.

Nach der Eroberung Belgorods begeben wir uns im mot. Marsch zur Aufklärungsabteilung zurück. Die Offensive des SS-Panzerkorps und der Division „Großdeutschland" ist abgeschlossen. Charkow und Belgorod sind zurückerobert, die Front ist am

Donez stabilisiert, die Heeresgruppe Süd ist nicht mehr von Einkesselung und Vernichtung bedroht.*

Die Waffen-SS ist zur gepanzerten Faust des deutschen Ostheeres geworden! Ich bedauere nicht mehr, daß ich mich zur Leibstandarte gemeldet habe.

* In den 18 Tagen der Schlacht um Charkow und Belgorod hat die Leibstandarte ca. 4.500 Mann an blutigen Verlusten erlitten; das sind 44 % der Gefechtsstärke.

Frühjahr in der Ukraine

21. März – 30. April 1943

Der Marsch von Belgorod in die neuen Unterkunftsräume, in denen die Division aufgefrischt werden soll, führt über Charkow. Wir fahren bis zum „Roten Platz", der nun in „Platz der Leibstandarte" umgenannt wird und auf dem die furchtbarsten Nah- und Häuserkämpfe tobten. Unsere Kompanie sitzt ab zum Postempfang. Währenddessen rollt die ganze Division an uns vorbei: „Tiger"-Panzer, Panzer IV, Achtrad- und Vierrad-Panzerspähwagen, Artillerie und Flak, Schützenpanzer, MTW, Schwimm- und Kübelwagen. Es ist ein überwältigendes Bild, auf den Fahrzeugen die blutjungen Panzermänner, Grenadiere und Kradschützen in ihren dicken Pelzanoraks zu sehen, mit ihren unbewegten, äußerlich so gelassenen Gesichtern.

In einem langgestreckten Dorf nordwestlich Charkow bezieht die 1. Kompanie Quartier. Mein Gruppenführer, mein Schütze 1 und ich wohnen in einem großen, gut erhaltenen Holzhaus. Hier komme ich mit der ukrainischen Zivilbevölkerung zusammen. Man hat uns die „gute Stube" überlassen, in der wir auf dem Lehmboden schlafen. Ich bin verblüfft, daß man die Fenster nicht öffnen kann, deren Ritzen während des Winters fest verklebt und niemals geöffnet werden. Der Dienst beschränkt sich im wesentlichen auf Fahrzeugpflege und Waffenreinigen. Verpflegung gibt es reichlich. Hauptsturmführer Bremer sorgt für seine Kompanie.

Am 15. April werde ich achtzehn Jahre alt und bin nun ein halbes Jahr Soldat. Meine Kameraden, die einfachen Kradschützen und Sturmmänner, sind durchweg zwischen 18 und 20. Die älteren Soldaten, die Rottenführer, Unterscharführer, Ober- und Hauptscharführer, sind im Schnitt 23 bis 25. Alle deutschen Gaue sind in unserer Kompanie vertreten. Etwa jeder Achte von uns ist Ostmärker. Der landsmannschaftliche Partikularismus,

der politische Krebsschaden unserer tausendjährigen Geschichte, ist in den Reihen der Großdeutschen Wehrmacht endlich überwunden. Berliner, Wiener, Hamburger, Brandenburger, Pommern, Ostpreußen, Franken, Bayern, Rheinländer, Sudetendeutsche und Tiroler: wir sind eine Einheit.

Ich ärgere mich, daß niemals politische oder weltanschauliche Schulungsstunden abgehalten werden, in denen ich mich mit meinem Wissen auszeichnen könnte. Nicht einmal zu Führers Geburtstag, am 20. April, findet eine Feier statt. Hauptsturmführer Bremer gibt für den Tag dienstfrei, und die Kompanieküche spendiert ein Festessen, das wir mit unseren Quartierwirten teilen.

Mit der weiblichen Bevölkerung gibt es keinen intimen Kontakt. Die Landser sagen auf die Ukrainerinnen: „Einheitsgesicht 08/15 mit Kopftuch und Kastenarsch". Mir persönlich gefallen die ukrainischen Frauen und Mädchen. Sie sind freundlich, ohne sich anzubiedern. Sie haben eine natürliche Würde und strahlen Mütterlichkeit aus. Sie helfen uns beim Wäschewaschen, kochen riesige Portionen von Quetschkartoffeln, zu denen wir unsererseits Büchsenfleisch beisteuern, und tauschen sehr gerne Milch und Eier gegen unsere Süßstoffstangen.

Unsere Fotos von zu Hause betrachten sie neugierig, kichern in einem fort, stoßen sich mit den Ellenbogen an und schütteln ungläubig die Köpfe: „Niemiecky Propaganda". Sie haben nicht die geringste Ahnung von den Lebensverhältnissen in Deutschland und im übrigen Europa. Mir fällt auf, daß sie gegen das Sowjetsystem kein böses Wort sagen.

Betritt man ein ukrainisches Bauernhaus, so kommt man gewöhnlich als erstes in eine geräumige Küche, in der sich tagsüber das Familienleben abspielt. Von dort geht es in die gute Stube, deren Fußboden aus festgestampfter Erde besteht, die sehr sauber mit hellem Sand bestreut wird. Im Hintergrund erhebt sich

ein gewaltiger Ofen, der im Winter zugleich die Schlafstatt der Familie ist. Jung und Alt findet oben, auf dem Ofen, genügend Platz, um es sich in Fellen und Decken bequem zu machen. Rund um die Wände des Zimmers laufen breite hölzerne Bänke, an die der einzige Tisch, der vorhanden ist, je nach Bedarf herangeschoben wird. In einer Ecke der Stube befindet sich eine Ikone, ein auf Holz gemaltes Heiligenbild, das an den Feiertagen mit Kerzen geschmückt wird.

Hier erlebe ich das ukrainische Osterfest 1943. Die Männer ölen Bart und Haar und ziehen saubere, helle Blusen an, deren Stehkragen bunt bestickt sind. Morgens laufen die Kinder mit gefärbten Eiern herum, um sich gegenseitig zu beschenken. Auf der Dorfstraße grüßt man sich mit „Christus ist auferstanden", und der Angeredete antwortet „Ja, er ist auferstanden". Nachmittags sitzen alle mit Wodka, hartgekochten Eiern und Gurken auf den Bänken vor den Bauernhäusern, feiern und singen ihre ukrainischen Lieder. Die tiefen Bässe der Männer erfüllen das Dorf. Im Gegensatz zur Masse meiner Kameraden, die diese riesig-endlose Weite aus ganzem Herzen verabscheut, empfinde ich tiefe Zuneigung zu Land und Leuten.

Den halben April hindurch schule ich auf einem VW-Schwimmwagen. Als die „Schlammperiode" einsetzt und sich die ungepflasterten Wege, die Straßen und Rollbahnen, in knietiefe Moräste verwandeln, erlebe ich, daß der leichte Schwimmwagen, der wie eine Badewanne aussieht, das ideale Rußlandfahrzeug ist. Mit seiner dicken Bereifung kommt er überall durch.

Mein Fahrlehrer ist Rottenführer (Obergefreiter) Eberhard Ramschpeck; ein primitiver, aufgeblähter Bursche, der mir in einem fort erzählt, wie seine Gruppe im Herbst 1941 Mariupol genommen und welche Wundertaten er dabei vollbracht hat. Als er mir eines Tages sein Kochgeschirr zum Säubern gibt, schmeiße ich es ihm vor die Füße. Mein Gruppenführer warnt mich beim

Skatspielen, ich hätte mir nun einen „Todfeind" gemacht. Mir ist nicht ganz wohl, denn die Rottenführer sind eine verschworene Clique innerhalb der Kompanie; sie haben alle wichtigen Tross-Stellen in der Hand, und es heißt, daß sie gern Abiturienten terrorisieren. Aber unter der Autorität von Hauptsturmführer Bremer hat die Bande keine Chance.

1.–28. Mai 1943

Sämtliche Soldaten, die erst im Januar, Februar und März zur Abteilung gekommen sind, werden zu einem Lehrgang in infanteristischer Grundausbildung zusammengefaßt und in den Charkower Vorort „Roter Oktober" verlegt. Wir kampieren in unbewohnten Häusern, so daß es keinerlei Kontakt mit der Zivilbevölkerung gibt. Jedweder Ausgang in die Stadt ist strengstens verboten. Charkow bekommen wir niemals zu sehen.

Die Ausbildung ist die Hölle. Von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends werden wir pausenlos gescheucht. Die Rekrutenzeit in Berlin war ein Kinderspiel dagegen. Nächtliche Appelle und Gepäckmärsche ins Land sind der Normalfall. Von dem unmenschlichen Gebelle der Unteroffiziere dröhnen einem die Ohren. Es gibt kaum eine Minute der Besinnung und der Erholung. Dazu ist das Essen so erbärmlich, daß man manchmal vor Hunger schreien könnte. Sinnloser Friedens- und Paradedrill wechselt mit scharfer Schieß- und Gefechtsausbildung. Alles vollzieht sich ohne jeden Hauch von Wohlwollen und ohne jede Spur von Kameradschaftlichkeit. Die blutjungen Soldaten sind Willkürobjekte primitiver Unterführer, die ihre unumschränkte Macht demonstrieren. Von „Volksgemeinschaft" und von „Nationalsozialismus" keine Spur. Manchmal habe ich Selbstmordgedanken. Nachts wälze ich mich schlaflos mit knurrendem Magen. Das permanente Hungergefühl und die unaufhörliche

körperliche Überanstrengung führen zu Pulsrasen und quälenden Phantasiegebilden. Immer wieder bohrt die Frage, warum ich mich nicht zu „Großdeutschland" gemeldet habe. Einem Film habe ich dieses Schicksal zu verdanken! Der hirnlose Drill ist die reine Lebensverschwendung. Und doch nutze ich die qualvolle Zeit: Ohne daß es von den anderen groß bemerkt wird, mache ich mich mit dem neuen Maschinengewehr 42 so vertraut, daß ich diese unvergleichliche Waffe perfekt bedienen, sie mit geschlossenen Augen auseinandernehmen und wieder zusammensetzen kann.

Irgend jemand hat Geburtstag: entweder der Abteilungskommandeur, den wir inzwischen „Panzermeyer" nennen und der jetzt das Eichenlaub tragt, oder der Divisionskommandeur. Jedenfalls kommt der legendäre und bei der Truppe äußerst populäre SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Sepp Dietrich, der die Division führt, zu Besuch in unseren Vorort „Roter Oktober". Als ich vor dem Fenster der Stube, in der gefeiert wird, Wache gehe, höre ich, wie unsere höchsten Kommandeure lauthals über den Reichsführer SS, über Heinrich Himmler spotten. Sie nennen ihn den „Reichsheini", und einer schreit wütend: „dieser Kretin".

Kurz darauf verabschiedet sich Panzermeyer von seiner Aufklärungsabteilung. Er geht nach Belgien, wo eine neue Schwesterdivision der LAH aufgestellt wird. Abends hält er uns auf der Straße, vor unseren Quartieren, eine improvisierte Ansprache. In seiner zupackenden, drastischen Art fordert er uns auf, den Bolschewisten auch in Zukunft die Zähne zu zeigen: „Sie wollen nach Deutschland! Sie wollen an die weißen Brüste unserer Mädchen und Frauen!" Alles grinst: typisch Panzermeyer. Dann spricht er vom Westen, wo er wohl im nächsten Jahr eine feindliche Landung erwartet. Darauf müßten wir uns vorbereiten, und dort würde uns dann wohl ein fairer und ritterlicher Gegner gegenüberstehen.

Daß unsere Feinde uns vernichten und nach Deutschland wollen, ist mir klar. Aber ich kann nicht begreifen, was an den Angloamerikanern besser sein soll als an den Russen, und grüble noch lange über diese Ansprache.

Den Weggang Panzermeyers bedauern wir alle sehr. Sein Nachfolger, Hauptsturmführer Knittel von der 3. Kompanie, reicht nicht im entferntesten an diesen kühnen, mitreißenden Kommandeur heran. Ebenso traurig sind wir darüber, daß Panzermeyer unseren hochverehrten Kompaniechef, unseren „Papa" Bremer, nach dem Westen mitnimmt.

29. Mai – 2. Juli 1943

Wir kehren in unser altes Dorf zur 1. Kompanie zurück, die jetzt Untersturmführer Katzenbeißer führt, der dieser Aufgabe auch nicht annähernd gewachsen ist. Als einzigen Offizier gibt es neben ihm noch Untersturmführer Coblenz, der einen Zug führt. Die Rottenführer-Clique wird immer mächtiger, seitdem Bremer weg ist, der Ton wird rüder und gewöhnlicher. Abends hört man die Clique beim Tross zotige Lieder gröhlen. Das wäre bei „Papa" Bremer undenkbar gewesen. Wenn sie besoffen sind, ziehen sie torkelnd auf der Dorfstraße umher. Oder sie veranstalten in einem Bauernhaus Pistolenschießen auf eine Ikone, ein sogenanntes „Wikingerfest".

Nachdem es den Mai über hauptsächlich geregnet hat, bricht nun mit Urkraft der ukrainische Sommer an. Wozu die Natur bei uns in Deutschland sechs Wochen benötigt, das wächst hier in vierzehn Tagen aus der fetten, schwarzen Erde. Bald stehen die Sonnenblumenfelder mannshoch, in voller Pracht, bis an den Horizont. Manchmal sitze ich am Dorfrand unter weiß-grünen Birken und schaue über die leeren, staubigen Wege nach Westen. Die Tage zerfließen in der Länge. Erst um 10 Uhr abends däm-

mert es, eine Stunde später ist es stockfinstere Nacht, und bereits um vier Uhr morgens leuchtet eine blaßrote Sonne über dem weiten ukrainischen Land.

Nach vierzehn Tagen wird Untersturmführer Helmut Schulz von der 2. Kradschützen-Kompanie zu uns versetzt. Er wird unser neuer Kompaniechef. Er sieht aus wie ein Hitlerjugendführer. Sein hellblondes Haar quillt unter dem feldgrauen „Schiffchen" hervor. Er trägt keine Breeches und Reitstiefel, sondern Überfallhose und hellgraue Gamaschen über Bergschuhen. Er ist ernst und streng und vorbildlich. Die Rottenführer-Clique verkriecht sich ins Mauseloch. Die ganze Atmosphäre ändert sich schlagartig. Abends setzt sich Schulz mit uns ans Lagerfeuer und stimmt zur Gitarre Lieder der Bündischen Jugend und des Jungvolks an.

Der Dienst verschärft sich. Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends sind wir in Bewegung. Schulz läßt uns nicht exerzieren, sondern betreibt mit uns motorisierte Kradschützenausbildung. Wir greifen auf Schwimmwagen aufgesessen sogenannte Balkas (Schluchten) oder auch Ortschaften an, bekommen plötzlich aus der Flanke simuliertes Feuer, und während der Fahrer den Schwimmwagen in voller Fahrt um 90 Grad herumreißt, fliegen Schütze 1 und 2 über die Bordwand, und das MG 42 feuert schon, ehe wir noch auf die Erde knallen. Härter geht es nicht mehr. Aber jetzt macht alles wirklich Sinn. Schulz steht in der Mitte, wenn wir uns halbzerschlagen um ihn lagern, und schärft uns immer wieder ein: „Der Motor ist des Kradschützen beste Waffe!"

Eines Morgens heißt es überraschend, daß die vorgesehene Gefechtsausbildung ausfällt, daß wir uns in den Häusern mit Waffenreinigen beschäftigen sollen. Durch die Fenster unserer Bauernstube sehen wir, daß zahlreiche Fahrzeuge mit Offizieren und Feldgendarmen beim Kompaniegefechtsstand vorfahren. Das ganze Dorf summt von Nervosität und Gerüchten. Nach dem

Mittagessen bricht die Katastrophen-Nachricht über uns herein: Fünf Männer unserer Kompanie sind in der vorletzten Nacht in volltrunkenem Zustand über die ukrainische Dorfärztin „weggerutscht", wie sich unser Spieß ausdrückt. Die vergewaltigte Ärztin hat sich am nächsten Morgen aufs Fahrrad gesetzt, ist nach Charkow zum SS-Panzerkorps gefahren und hat Anzeige erstattet. Die fünf Männer sind in die Schule gesperrt worden und warten darauf, daß sie von der Feldgendarmerie abgeholt werden. Es handelt sich um vier 20jährige Sturmmänner (Gefreite), die einen 18jährigen Kradschützen betrunken gemacht und zur Ärztin mitgeschleppt haben.

Uns hat es die Sprache verschlagen. Über der 1. Kradschützenkompanie hängt eine schwarze Wolke der Ungewißheit und des Unheils. Untersturmführer Schulz ist zu Eis erstarrt. Für ihn ist die Ehre der Kompanie besudelt. Ein paar Mal muß auch ich an der Schule Wache stehen. Es ist streng verboten, mit den fünf Verhafteten ein einziges Wort zu sprechen. Sie haben wohl noch nicht begriffen, was sie erwartet, und versuchen immer wieder Gespräche mit uns anzuknüpfen. Ab und zu stecken wir ihnen heimlich eine Zigarette zu. Dann werden sie von der Feldgendarmerie nach Charkow abtransportiert; in Handschellen.

Einen Tag später geht der Spieß von Unterkunft zu Unterkunft. Er soll wohl eine Art von „Belehrung" abhalten. Er erinnert daran, daß der preußische General v. Yorck, einer der Helden der Befreiungskriege, in einer Ansprache an sein Korps „Disziplin und Manneszucht" noch über Tapferkeit vorm Feinde gestellt habe. Dann berichtet er aus eigenem Erleben, daß er am 10. Mai 1940, am ersten Tag des Frankreichfeldzugs, im Raum Luxemburg eingesetzt gewesen sei, und daß dort zwei Gefreite der 28. Infanteriedivision, die sich Vergewaltigungen zuschulden kommen ließen, nach kurzem Kriegsgerichtsverfahren sofort füsiliert worden seien. In der anschließenden Diskussion

wird gefragt, ob die fünf Männer unserer Kompanie ebenfalls mit der Todesstrafe rechnen müßten. Der Spieß zuckt die Schultern: „Davon ist auf alle Fälle auszugehen..." Bevor er weitersprechen kann, betritt der Kompaniechef den Raum. Er winkt ab, als wir bei „Achtung!" aufspringen wollen. Sein Gesicht unter dem feldgrauen Schiffchen scheint mir blutleer. Er sieht uns in die Augen und sagt langsam: „Diese Fünf gehören nicht mehr zu uns."

Drei Tage später wird das Strafgericht bei uns bekannt: Alle sind mit Schimpf und Schande degradiert, ihrer Auszeichnungen entkleidet, aus der Wehrmacht ausgestoßen und zum Tode verurteilt worden. Anschließend hat sie der Kommandierende General des SS-Panzerkorps, Obergruppenführer und General der Waffen-SS Hausser, begnadigt und zur Strafkompanie der Division geschickt. „Das ist schlimmer als Todesstrafe", sagt unser Spieß düster, „das überlebt keiner. Die werden bei Sondereinsätzen verheizt." (Und wirklich, ein halbes Jahr später, werden sie alle gefallen sein.)

Mitte Juni findet die erste politische Unterrichtsstunde statt, die ich im Feld erlebe. Untersturmführer Schulz informiert uns über die Forderungen der amerikanischen Presse für das Kriegsende:

a) die totale Besetzung Deutschlands auf lange Zeit -
b) eine angloamerikanisch/sowjetische Militärregierung -
c) das strikte Verbot aller nationalen Parteien -
d) die Aufteilung Deutschlands in kleinere Staaten.

Schulz fügt hinzu, die britische Presse habe vorgeschlagen, 250.000 deutsche Offiziere in überseeischen Konzentrationslagern lebenslänglich einzusperren. Wir beenden die Stunde mit unserem alten HJ-Lied „Deutschland, Vaterland, wir kommen schon".

Ein paar Tage später holt mich Untersturmführer Schulz in seinen Kompanietrupp, als 1. Melder. Ich übernehme einen

eigenen Schwimmwagen. Später kommt noch als 2. Melder der achtzehnjährige Kradschütze Häfele aus dem Schwäbischen dazu, mit dem ich mich anfreunde.

Abends sitzen wir manchmal mit dem Chef zusammen. Er erzählt von seiner Braut, die in Danzig wohnt, oder von seiner Zeit als Fähnleinführer im Deutschen Jungvolk. Einmal nimmt er auch die Gitarre und singt ein altes Reiterlied:

„Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen.
Sterb' ich am Donaustrand?
Fall' ich in Polen?
Was ist dabei:
Viel Hunderttausend ziehn
In Deutschlands Reiterei..."

3. Juli 1943

Die Aufklärungsabteilung wird alarmiert. Untersturmführer Schulz faßt die Kompanie im Halbkreis zusammen und erklärt, daß wir zu einer neuen Offensive antreten werden: „So, wie wir dem Führer zu seinem Geburtstag die Stadt Charkow geschenkt haben, werden wir ihm jetzt die Stadt Kursk zum Geschenk machen!" Dann teilt er uns mit, daß die 11. Panzerdivision, die zusammen mit dem SS-Panzerkorps angreifen wird, über einen neuen Panzertyp verfügt: den Panzer V, den „Panther". Schulz zeigt uns auf großen Schautafeln die Umrisse des neuen Panzers und fügt hinzu: „Von vorne ähnelt er dem sowjetischen T 34, von hinten dem sowjetischen KW 1, Kameraden."

Dann bekommen wir unsere Tarnkleidung. Jeder zieht sich eine gefleckte Tarnbluse an und zieht über seinen Stahlhelm den gesprenkelten Tarnüberzug. Mit dieser Tarnkleidung ist die

Waffen-SS schon in den letzten drei Jahren in den Kampf gegangen. Neu sind gefleckte Tarnmützen aus leichtem Zeltbahnstoff. In dieser Einkleidung wirkt die Truppe nicht mehr einförmig-soldatisch, sondern draufgängerisch-kriegerisch. Der Typus des modernen Einzelkämpfers dominiert: ohne Dienstgradabzeichen, Orden und Ehrenzeichen; die Ärmel aufgerollt; die Zigarette im Mundwinkel; im Koppel die Stielhandgranaten.

Die 1. Kradschützenkompanie ist dicht hintereinander aufgefahren. Fünfzig VW-Schwimmwagen und zehn achtsitzige Kfz. 70 bilden eine beachtliche Streitmacht. Neben den Fahrzeugen stehen sprungbereit 230 junge Kradschützen in ihren gefleckten Tarnuniformen. An Waffen führen sie 18 leichte und 6 schwere Maschinengewehre sowie 2 mittlere Granatwerfer mit sich, dazu 200 Karabiner und jede Menge von Pistolen, MPi und Handgranaten. Spitzenfahrzeug ist der Schwimmwagen, den ich fahre, in dem auch der Chef und sein 2. Melder ihre Plätze haben. „Ruhig Spitze fahren", lächelt der Chef mich an. Dann stößt er den Arm hoch: „Aufsitzen!" Alles springt auf die Fahrzeuge. Eine kreisende Handbewegung vor der Brust des Chefs: „Motor anwerfen!" Sofort ist die Luft von Fahrzeuglärm erfüllt. Die Motoren laufen knatternd im Stand, und die Nerven der Kradschützen vibrieren mit. Der Chef tippt mir, im Fahrzeug stehend, auf die Schulter, stößt zweimal den Arm hoch: „Panzer – marsch!" Die 1. Kradschützenkompanie der Leibstandarte rollt an.

Die Panzerschlacht bei Kursk

4.–5. Juli 1943

Unsere Abteilung schiebt sich im mot. Marsch dichter an die Front heran. Im Morgengrauen des 5. Juli beginnt die Schlacht um Kursk; unsere beiden Panzergrenadierregimenter greifen an. Mit großer Befriedigung erfahren wir, daß links von uns „Großdeutschland" und „Totenkopf", rechts von uns „Das Reich" und die 167. Infanteriedivision stürmen. Am Himmel über uns spielt sich eine gigantische Luftschlacht ab. Häfele behauptet, er habe auf jeder Seite mehr als 1.000 Maschinen gezählt. Sowjetische „Ratas" taumeln brennend vom Himmel. Dann treffen wir auf die ersten gefallenen Grenadiere der Leibstandarte, die am Rande der Rollbahn liegen. Ich halte an und steige aus, um die toten Kameraden zu betrachten. Zum ersten Mal habe ich dazu Zeit. Der Eindruck ist nicht schrecklich und nicht erhebend. Ihre Gesichter sind von wächsener, endgültiger Starre; weder verzerrt noch verklärt. Daß ihr Anblick so wenig erschreckend wirkt, liegt wohl daran, daß es sich um blutjunge Soldaten handelt, deren Aussehen der Tod noch nichts anhaben kann. Viel mehr beeindrucken mich die Schwerverwundeten in ihren Schmerzen.

Abends erfahren wir, daß die Aufklärungsabteilung morgen zum Einsatz kommen soll. „Kradschützen vor!"

6. Juli 1943

Um 6 Uhr morgens bricht ein Orkan über die Aufklärungsabteilung herein, die sich auf freier Fläche zum Angriff bereitgestellt hat: Sowjetische Stalinorgeln, „Ratschbumm" (12,7 cm-Geschütze) und schwere Granatwerfer feuern zu Hunderten in unsere dichtgedrängten Fahrzeugmassen, auf denen die Kradschützen und Panzergrenadiere aufgesessen sind. Der Feind muß unsere Bereitstellung erkannt haben und schlägt mit massiertem

Vernichtungsfeuer dazwischen. Von überall her gellt es „Sanitäter! Sanitäter!" Das Trommelfeuer steigert sich ständig; die Abteilung kann weder vor noch zurück.

Nach einer halben Stunde wird es mir in meinem Schwimmwagen zu dumm. Ich rolle mich in einen Straßengraben, denke noch einen Augenblick daran, daß mein Vater heute seinen vierzigsten Geburtstag hat, und schlafe ungeachtet des Artillerie-Infernos ein. Nach zwei Stunden endet der Orkan so plötzlich, wie er losbrach, und ich wache auf. Als ich mich beim Kompaniechef melde, ist die Verwunderung groß: Man hat mich, im Straßengraben liegend, für tot gehalten und bereits in die Gefallenenliste aufgenommen. Nun erfahre ich auch, daß die blutigen Ausfälle ein Drittel der Kompanie-Gefechtsstärke betragen.

Wir werden dem SPW-Bataillon Peiper unterstellt. Ein kühnerer Draufgänger als dieser junge Sturmbannführer mit dem Ritterkreuz ist nicht denkbar.

links und rechts zurück. Die LAH steckt wie ein langer Pfeil tief im Fleisch der Sowjets, und nun haben wir auf beiden Seiten gefährdete Flanken.

8. Juli 1943

Kurz nach 8 Uhr treten wir nach Westen statt – wie bisher – nach Nordosten an, um die Schwesterdivision „Totenkopf" zu entlasten. Langsamer Vormarsch auf Wessely; gegen hartnäckigen Widerstand. Vierzig bis fünfzig sowjetische T 34 stellen sich uns in den Weg. Der Panzerkampf dauert fast sechs Stunden. Wir drehen etwas nach Nordwesten ab. Nachmittags blutiger Kampf um eine Höhe, auf der die Sowjets sitzen. Wir verlieren zwei „Tiger"; der Feind büßt zwanzig bis fünfundzwanzig T 34 ein. „Nun wird der Iwan bald keine Panzer mehr haben", meint Häfele. Abends kommt es zu einem sintflutartigen Wolkenbruch. Das ist für uns schlimmer als feindliches Feuer und drückt die Stimmung.

Seit Beginn der Offensive schlafe ich nachts in meinem Schwimmwagen, über dessen Bordwand meine Beine baumeln. Morgens habe ich Rückenschmerzen und bin wie krummgezogen.

9. Juli 1943

Die Panzergruppe der LAH verbringt einen „Ruhetag" westlich Teterewino und setzt ihre Panzer und Fahrzeuge instand. Sturmbannführer Knittel, der Kommandeur unserer Abteilung, besucht kurz die Kompanie. Wir sehen ihn seit Beginn der Offensive zum ersten Mal. Bei Panzermeyer wäre das anders gewesen.

10. Juli 1943

Um 11 Uhr geht das 2. Panzergrenadierregiment zum Angriff vor und überrennt die sowjetischen Stellungen. Eine halbe Stunde später folgt die Aufklärungsabteilung aufgesessen. Es geht zügig vorwärts. Die sowjetische Infanterie hat schwerste Verluste. Sie gibt immer mehr nach, und wir verfolgen.

Mittags fährt ein Teil des Kompanietrupps mit zwei Schwimmwagen durch eine Balka, die bereits kämpfend vom 2. Regiment durchstoßen wurde. Ich fahre Spitze. Plötzlich sehe ich am rechten Hang langsam ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett aus einem Panzerdeckungsloch hervorkommen. Ich halte an, springe vom Wagen, ziehe die Pistole und gehe bergan, auf das Loch zu. Der Iwan zielt auf mich. Wenn er abdrückt, bin ich tot. Ich rufe „Rukji werch!" („Hände hoch!"), aber er rührt sich nicht, bis ich direkt vor ihm stehe. Am Kragen ziehe ich einen baumlangen Rotarmisten aus dem mannstiefen Loch, der nun endlich sein Gewehr losläßt und mich verlegen anlächelt. Ich hole ihm die Handgranaten aus den Taschen. Da fällt unten auf der Talsohle, auf der unsere beiden Wagen stehen, ein Schuß, dem ein irrsinniger Aufschrei folgt. Ein bereits überrollter Rotarmist hat von hinten einen unserer Männer erschossen und wird nun von den rasenden Kameraden mit Gewehrkolben in seinem Loch erschlagen. Als ich den Blick hebe, fahre ich erschrocken zusammen: Überall an den Balkaabhängen, links und rechts, schauen jetzt bewaffnete Rotarmisten aus den Panzerdeckungslöchern. So glänzend haben sich die Iwans getarnt, daß das vorwärtsstürmende 2. Regiment sie glatt „übersehen" hat und daß wir ahnungslos in sie hineingefahren sind. Mit einer einzigen Salve können sie uns fünf Mann von der Bildfläche putzen. Aber ohne Offiziere sind sie hilflos, wissen in dieser Situation nichts anzufangen. Die Iwans heben die Arme. Wir machen 57 Gefangene.

Gefangene zu machen ist unsere wichtigste Aufgabe. Der Kompanieführer hat uns vor der Schlacht darüber belehrt, daß die Zeit der großen Kesselschlachten mit Hunderttausenden von Gefangenen vorbei sei, daß jeder einzelne Gefangene als Auskunftsträger für unsere Führung von höchstem Wert ist.

Gegen 17 Uhr treffe ich die Kompanie auf einer inzwischen eroberten Anhöhe, auf der wir uns für die Nacht eingraben.

11. Juli 1943

Um 8.30 Uhr stürzen sich Stukas auf die feindlichen Stellungen. Wir greifen eine halbe Stunde später nach Nordwesten gegen Wassiljewka an, während die Panzergruppe und die beiden Grenadierregimenter der LAH nach Nordosten gegen Prochorowka vorgehen. Die Leibstandarte steckt immer noch

wie ein Speer tief in der Abwehrfront der Sowjets, während sich die Nachbardivisionen links und rechts mühsam vorankämpfen. Die Aufklärungsabteilung ist jetzt linker Flügel der LAH und versucht, der Schwesterdivision „Totenkopf" vorwärts zu helfen.

Mittags stößt unser 3. Zug aufgesessen, in der Verfolgung, durch Wassiljewka. Dann folgt der Kompanietrupp mit zwei Schwimmwagen. Eine PK-Einheit filmt und fotografiert uns, als wir durch die Rauchschwaden brennender Hauser jagen. Noch niemals haben wir PK-Leute so weit vorne gesehen.

Am frühen Nachmittag wehren wir Panzerangriffe und Infanteriemassen der Sowjets ab. Die PK-Leute filmen wieder. Wassiljewka wird von der LAH-Aufklärungsabteilung und der T-Division gemeinsam verteidigt.

12. Juli 1943

Unsere Abteilung liegt in Wassiljewka fest; in schweren Infanteriekämpfen. Mittags wird bekannt, daß die Angloamerikaner in Sizilien gelandet sind. Jetzt ist also der Kampf um die „Festung Europa" entbrannt! Jetzt geht es um das Schicksal Deutschlands.

Ostwärts von uns ist seit 6 Uhr früh die Hölle los. Kurz vor Prochorowka sollen Hunderte von Panzern beider Seiten aufeinandergeprallt sein. Ununterbrochen hören wir von dort das infernalische Heulen der sowjetischen Stalinorgeln und das unserer eigenen schweren Do-Werfer. Der Feind soll dem SS-Panzerkorps drei frische Armeen mit gewaltigen Massen von T 34 entgegengeworfen haben. Hinter einem Bauernhaus sitzen Untersturmführer Schulz und ich wartend in einem Schwimmwagen. Der Chef sieht sich ein Foto seiner Braut an. Eine Weile später sagt er zu mir: „Das ist die Entscheidungsschlacht des Krieges..." Dann schweigt er.

Endlich, um 16 Uhr, läßt das Artillerie- und Panzergetöse rechts von uns nach. Zehn Stunden lang hat es getobt. Melder erzählen, die Sache wäre unentschieden ausgegangen; das Schlachtfeld soll voller Panzerwracks beider Seiten stehen. Obersturmführer v. Ribbentrop, ein Sohn des Reichsaußenministers und Führer einer Panzerkompanie der LAH, soll sich besonders ausgezeichnet und mit seiner Kompanie 14 sowjetische Panzer im Nahkampf vernichtet haben. Die Melder berichten, auf beiden Seiten sei mit unglaublicher Wildheit und Tapferkeit gekämpft worden. Panzer, die sich verschossen hatten, hätten sich in schneller Fahrt gegenseitig gerammt; die Besatzungen hätten ausgebootet, seien mit Pistole und Handgranate aufeinander losgegangen. Drei sowjetische Panzerkorps und vier mot. Schützendivisionen soll der Feind dem SS-Panzerkorps entgegengeworfen haben. Fast 1.000 sowjetische Panzer und Sturmgeschütze sollen sich auf die 250 Panzer und Sturmgeschütze unseres Korps gestürzt haben.

Der Chef ruft abends die Zug- und Gruppenführer zusammen und sagt sehr ernst: „Morgen greifen wir Michailowka an. Entfernung eineinhalb Kilometer. Der Feind hat sich fest eingegraben und seine Front mit Pak verstärkt. Die Kompanie stürmt abgesessen; der Kompanietrupp an der Spitze. Die Zug- und Gruppenführer achten auf meine Handzeichen. Der Angriff wird durchgeführt; koste es, was es wolle."

13. Juli 1943

Frühmorgens wird bekannt, daß die LAH gestern fast 200 sowjetische Panzer abgeschossen hat. Der Kommandierende General des Korps, Hausser, ist spätabends mit einem Stück Kreide in der Hand auf dem Divisionsgefechtsstand erschienen und hat erklärt, er habe zuerst die Abschußzahlen nicht glauben

können, sich dann aber selbst davon auf dem Schlachtfeld überzeugt.

Um 10 Uhr tritt die 1. Kompanie zum Sturm auf Michailowka an. Über eine freie Pläne geht es in rasendem Abwehrfeuer zuerst in Schützenreihen, später aufgefächert und sprungweise vorwärts. Es ist die Hölle.

Weit vor der Kompanie wirft sich Untersturmführer Schulz in Sprüngen nach vorn. Er hat das „Schiffchen" verloren oder abgenommen; sein hellblondes Haar ist weithin sichtbar. Hinter ihm laufen Häfele und ich. Die Sowjets feuern aus allen Rohren. Immer wieder springt der Untersturmführer auf, stößt den rechten Arm hoch, und alles schnellt in kurzen, geschlossenen Sprüngen nach vorn. Häfele läuft neben mir und lacht mich an. Plötzlich, kurz vor der sowjetischen Stellung, bricht der Chef mitten im Sprung zusammen. Mit zwei Sätzen sind wir bei ihm. Er hat einen Schuß durch den Hals bekommen; das Blut sprudelt hell in unsere Verbandspäckchen. Unterscharführer Theo Müller, unser Kompaniesanitäter, kniet schon neben ihm und legt ihm in aller Ruhe einen Verband an, während die Sowjets nach ihm auf kürzeste Entfernung Scheibenschießen veranstalten. Man hört die Iwans schreien und sich gegenseitig anfeuern. Häfele bekommt einen Infanteriedurchschuß durch beide Wangen und kriecht zurück. Ich liege neben Theo Müller und unserem Chef, dessen Leben verrinnt. Sein Gesicht wirkt mädchenhaft zart; seine hellgrauen Augen starren blicklos in den Himmel. Verzweifelt jage ich Schuß auf Schuß in die sowjetische Stellung, die vierzig Meter vor uns liegt. Vor Tränen kann ich kaum etwas sehen. Theo Müller zuckt die Schultern und schließt dem Chef die Augen: „Tot." Im Liegen und im wilden Abwehrfeuer der Sowjets geht die Nachricht von Mann zu Mann, senkt sich wie ein dunkler Vorhang über die Kameraden.

Kurz vor 12 Uhr zieht sich die führungslose Kompanie langsam wieder von Michailowka auf die Ausgangsstellung zurück. Unseren toten Untersturmführer legen wir in eine Mulde und decken ihn mit einer Zeltplane zu. Am Rand schaut sein blutbeflecktes, blondes Haar vor.

Nach Einbruch der Dunkelheit holen wir mit einem Stoßtrupp die Leiche unseres Chefs. Wir tragen ihn in die eigenen Linien zurück. Ich bringe seine privaten Sachen zum Spieß.

14. Juli 1943

Gegen 13.30 Uhr greifen zwei sowjetische Kompanien aus Michailowka heraus frontal unsere Stellung an. Wir schießen, bis uns die Munition ausgeht, bis die Läufe heiß werden, und räumen im Gegenstoß mit Handgranaten auf. Die Kompanie, die sich in einer Balka sammelt, fiebert vor Wut und Trauer.

15. Juli 1943

Untersturmführer Coblenz übernimmt die verwaiste 1. Kompanie.

16. Juli 1943

Vormittags rege Spähtrupptätigkeit beider Seiten.

Um 17 Uhr heißt es plötzlich, die Offensive sei eingestellt und die Leibstandarte würde herausgezogen.* Nach Dunkelwerden sammelt sich die Abteilung zum Abmarsch. Einheiten einer Infanteriedivision besetzen unsere Stellungen und richten sich zur Verteidigung ein. Ich starre zu den Sowjets hinüber, die sich nicht rühren. Ich denke an unseren toten Chef und sehe seine hellgrauen Augen vor mir.

* In den 12 Tagen der Panzerschlacht bei Kursk hat die Leibstandarte insgesamt 1.170 feindliche Panzer abgeschossen. Die eigenen blutigen Verluste betrugen 2.750 Mann; das sind 30 % der Gefechtsstärke.

Im schönen Land Italia

17.–21. Juli 1943

Die Leibstandarte verläßt den Raum Kursk-Belgorod. Die zwölftägige Panzerschlacht ist zu Ende; jedenfalls für uns.

In den nächsten fünf Tagen rollen wir in nächtlichen mot. Märschen in südostwärtiger Richtung. Wir bewegen uns dicht hinter der deutschen Abwehrfront am Donez entlang. Niemand weiß, wohin es geht. Tagsüber wird geschlafen. Oder wir waschen die Fahrzeuge und reinigen die Waffen.

Ich bewundere die Marschorganisation. Eine komplette Panzerdivision mit allen schweren Waffen bei Nacht, bei völlig abgedunkelten Scheinwerfern, quer durch Rußland zu bewegen, ohne daß es zu Stockungen und Verwirrungen kommt, scheint mir ein Wunderwerk. Kommandeure und Offiziere stehen mit Winkerkellen an der Rollbahn und regeln den Verkehr.

In der Nacht zum 20. Juli kommt mir ein schwerbeladener LKW einer Infanteriedivision entgegen und blendet auf kurze Entfernung beide Scheinwerfer auf. Das plötzliche grelle Licht macht mich blind. Wir sausen über den Rand der Rollbahn hinaus, und der Schwimmwagen überschlägt sich in der Luft. Wir kommen verkehrt herum, mit den Rädern nach oben, auf der Erde auf. Wunderbarerweise hat sich niemand das Genick gebrochen. Das Fahrzeug müssen wir aufgeben, und ich lande beim 4. schweren Zug unter Hauptscharführer Kurt Lindenhahn. Einen Tag später werde ich dem Granatwerfertrupp des Rottenführers Bernhard zugeteilt.

Hier komme ich zum ersten Mal mit der „Hermann-Göring-Spende" in Berührung: Ende Mai sind der LAH fast 3.000 Unteroffiziere und Soldaten der Luftwaffe zugeteilt worden, um die schweren personellen Verluste aus der Schlacht bei Charkow wenigstens zur Hälfte auszugleichen. Man hat diese Leute überhaupt nicht gefragt, sondern mit einem Federstrich von der

Luftwaffe zur Leibstandarte versetzt. Damit bekam die LAH ein neues Gesicht: Jeder Fünfte von uns hat nun nicht mehr die vorgeschriebene Mindestgröße von 1.78 Meter, und zum ersten Mal gibt es in den Reihen der Division Soldaten, die keine Kriegsfreiwilligen sind. Vier, fünf Wochen hatten sie Zeit zum Eingewöhnen. Man bespöttelte sie als „Abgebrochene" oder eben als „Hermann-Göring-Spende". Aber in der Kursker Schlacht haben sie sich durchaus bewährt. Ich persönlich stelle fest, daß es prima Kameraden sind, die mich schnell in ihre Gemeinschaft aufnehmen und in der Bedienung des mittleren 8 cm-Granatwerfers unterweisen.

22.–23. Juli 1943

Die Leibstandarte soll die Sowjets bei Isjum aus einem Brükkenkopf über den Donez werfen. Wir sitzen ab und beginnen in glühender Hitze einen endlosen Fußmarsch in den Bereitstellungsraum. Links und rechts schleppe ich schwere Munitionsbehälter, in denen sich jeweils drei Granatwerfergeschosse befinden. Die Tragegurte schneiden in die Schultern; die Arme schmerzen unerträglich, werden länger und länger. Schweiß und Tränen laufen mir unterm Stahlhelm übers Gesicht. Ich bete leise, daß es endlich, endlich zum Kampf kommt. Schließlich beziehen wir eine Sicherungslinie auf freiem Feld. Fix und fertig werfe ich mich zu Boden.

24.–26. Juli 1943

Ohne daß überhaupt Gefechtsberührung mit dem Gegner stattfindet, werden wir wieder herausgezogen. Die LAH setzt ihren mot. Marsch nach Südosten hinter der deutschen Front fort.

Mein Platz ist jetzt auf einem Kfz. 70, dem Gefechtsfahrzeug des Granatwerfertrupps. Vorne sitzen Rottenführer Bernhard und der Fahrer, hinten sitzen sich je drei Mann gegenüber. Die Bodenplatte, das Zweibein und das lange Rohr des Granatwerfers sind zwischen unseren Sitzen angebracht. Die Verpflegungskiste und unsere Wäschebeutel sind im hinteren Gepäckraum verstaut.

Acht Tage ist die Division jetzt in nächtlichen mot. Märschen unterwegs. 600 Kilometer haben wir etwa auf dem Weg nach Südosten zurückgelegt.

Schließlich erreichen wir die Industriestadt Stalino und sind damit nicht mehr weit von Rostow am Don entfernt. Bis Posen dürften es nun 1 500 Kilometer Luftlinie sein. Wir fragen uns, ob eine neue Sommeroffensive nach Stalingrad oder Richtung Kaukasus beginnt.

27. Juli 1943

Die Division wird im Raum Stalino mit Waffen und Gerät auf lange Güterzüge verladen. Zwei stehen für die Aufklärungsabteilung zur Verfügung.

Während wir unsere Fahrzeuge über Rampen auf die offenen Güterwaggons verladen und sie dort festkeilen, wimmeln Haufen verwahrloster Kinder aus Stalino um uns herum. Von fünf bis fünfzehn Jahren ist jede Altersstufe vertreten. Sie sind unbeschreiblich zerlumpt und unglaublich frech. Sie betteln uns unsere Zigaretten ab oder stehlen sie aus den Uniformtaschen.

Als die Abteilung verladen ist, richten wir auf den langen, offenen Güterloren, neben den festgekeilten Fahrzeugen, mit Decken und Zeltplanen unsere Schlafplätze her.

28. Juli – 3. August 1943

Unser Zug rollt nach Westen. Es ist ein Blitztransport. Längere Aufenthalte sind nirgendwo vorgesehen; weder bei Tag noch bei Nacht. Beim Dauerskat beginnt das Rätselraten über unseren neuen Einsatzort.

Als wir an Kiew vorbeifahren, erzählt Sturmmann Brandt, der vom 3. Zug zum Kartenspiel gekommen ist, hier seien 1941, nach dem ersten Vormarsch, an die 30.000 Juden vom SD erschossen worden. Allgemeines Gelächter. Kein Mensch glaubt ihm.

Bei einem kurzen Aufenthalt regt sich mein Zugführer, Hauptscharführer Lindenhahn, über mein unmilitärisches, „zigeunerhaftes" Aussehen auf. Er meckert über meine langen Haare unter der Tarnmütze und über den roten Seidenschal, den ich um den Hals trage. Ich falle auch unangenehm durch mein elegantes unvorschriftsmäßiges Lederkoppel mit Offizierspistole auf, das ich dem gefallenen sowjetischen Kapitän in Teterewino abgenommen habe. Mein Gruppenführer warnt mich vor dem Neid der Trossknechte.

Sechs Tage und sechs Nächte rollt und rattert unser Zug. Dreitausend Kilometer fahren wir quer durch Europa: erst durch die ganze Ukraine, durch Galizien und Polen, dann durch Schlesien und das Wartheland, die Mark Brandenburg, Sachsen und Thüringen, immer weiter nach Westen. Ich liege nachts auf gekreuzten Armen neben einem Schwimmwagen und starre in den Sternenhimmel. Vor uns sehe ich schattenhaft die Umrisse eines unserer Achtrad-Panzerspähwagen. Hin und wieder glüht eine Zigarette auf. Ich bin achtzehn Jahre alt und sehr glücklich.

Irgendwo biegen wir nach Süden ab. Im hellen Morgenlicht wird bekannt, daß es nach Italien geht. Große Begeisterung. Ich schreibe meinen Eltern einen Feldpostbrief: „Nach Sizilien! Nach

Sizilien! Über uns, in den Lüften, zieht das Heer der Goten von den Ufern des Dnjepr zu den Gestaden des Mittelmeers. Teja und Totila fechten mit uns. Nach Sizilien! Nach Sizilien!"

In der Nähe von Innsbruck wird ausgeladen. Vor einer Woche waren wir noch in Stalino, an der äußersten Ostgrenze der Ukraine. Jetzt kampieren wir auf einem Platz der Tiroler Gauhauptstadt, wenige Kilometer vor der italienischen Grenze.

4. August 1943

Die Innsbrucker Bevölkerung begutachtet unsere Waffen und Fahrzeuge. Die Leute hoffen, daß wir mit den Italienern „abrechnen". Die Tiroler mißtrauen offenbar den Bundesgenossen, seitdem Mussolini, der Duce, gestürzt worden ist. Sie trauen den Italienern jede Gemeinheit zu; sie glauben, daß uns die „Katzelmacher" verraten werden, wie damals im 1. Weltkrieg. Wir sind ziemlich erstaunt über diese Stimmung. Wir erwarten unseren Einsatz im Süden Italiens, gegen die Alliierten.

5. August 1943

Um 11 Uhr tritt die komplette Division ihren mot. Marsch über den Brenner nach Italien an. Unsere Verbündeten, die italienischen Grenzposten, verhalten sich reserviert. Wir führen einen Kriegsmarsch durch; sämtliche Waffen sind scharf geladen.

An der Spitze rollt eine Kradschützengruppe auf Schwimmwagen, dann kommt schon unser Kfz. 70 mit acht Mann Besatzung. In den Serpentinenkurven blicken wir auf das endlose Marschband unserer Kompanie und der nachfolgenden Abteilung zurück. Von Sterzing an steht die Bevölkerung am Straßenrand und begrüßt uns begeistert mit „Heil"-Rufen. Zigaretten,

Schokolade, Pfirsiche, Weintrauben fliegen in unsere Wagen; die herrlichsten Leckerbissen. Es dauert eine Weile, bis wir begreifen: Das sind keine Italiener, das sind deutsche Südtiroler, die sich in einem Freudentaumel befinden. Bald sind wir über und über mit Blumen geschmückt.

Die Landschaft ist von überwältigender Schönheit. Der Kontrast zwischen den endlosen Ebenen der Ukraine und den grünen Matten der Tiroler Berge könnte gar nicht stärker sein.

Abends zieht die Kompanie im Raum Lavis unter, wenige Kilometer nördlich Trento (Trient). Wir schlagen Zelte auf.

6.–17. August 1943

Wir kampieren unter Weinspalieren. Dieses Trentino ist ein gottgesegnetes Land. Wohin wir uns auch wenden: Weintrauben über Weintrauben. Keiner von uns hat so etwas schon gesehen: riesige blaue und grüne Trauben von frischester Süße, büschelweise. Wir sind in einem Paradies gelandet.

Ganz unparadiesisch verläuft dagegen der tägliche Dienst. Exerzieren, Appelle, Exerzieren, Appelle: so geht es Tag für Tag, bei glühender Sommerhitze. Unsere Offiziere – Untersturmführer Coblenz und Untersturmführer Katzenbeißer – bekommen wir fast nie zu sehen. Unser neuer Spieß, Oberscharführer Schultze, ein Primitivling, scheint die Führung der 1. Kradschützenkompanie übernommen zu haben. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, die jungen Soldaten der Kompanie solange zu schleifen, bis ihnen „das Wasser im Arsch kocht". Wer bei irgendeinem der zahllosen Appelle auffällt, muß mittags, bei barbarischen Hitzegraden, zwei Stunden „strahlen" (strafexerzieren). Dann wird gescheucht: „Hinlegen! – Auf, marsch, marsch! – Weiterlaufen, bis an den Horizont! – Achtung! Und stehen! – Hinlegen! Auf marsch, marsch!", bis niemand mehr Luft bekommt. Das

Ganze unter Stahlhelm und in feldmarschmäßiger Ausrüstung. Das Herz rast wie wild, die Lungen wollen platzen. In diesem Zustand werden Gewehrübungen gemacht – „Gewehr in Vorhalte! Kniee b e u g t!" –, bis auch der Härteste der Verzweiflung nahe ist. Zum Schluß, nach zwei endlosen Stunden, heißt es: „Gasmasken auf! – Das Gewehr – über! Im Gleichschritt marsch! – Ein Lied – drei vier!" Die Strafexerzierer marschieren mit geschultertem Gewehr, Seitenrichtung, Vordermann, und gröhlen unter der Gasmaske, nach Atem ringend, das altbekannte Lied „Es ist so schön, Soldat zu sein, Ro - o - se - ma - rie".

Kurz vor dem Kompanie-Lagerbezirk bricht einer meiner Kameraden unter der Gasmaske ohnmächtig zusammen. Sein Gesicht ist blaurot angelaufen; er muß sofort ins Lazarett. Sein Herz streikt. Mein Truppführer, Bernhard, knirscht zwischen den Zähnen, als ich mich bei ihm zurückmelde: „Das ist ja die reine Wehrkraftzersetzung, die der Schultze betreibt..."

Die ganze Zeit über triumphiert der nackte Sadismus. Oberscharführer Schultze gibt sich alle Mühe, den jungen Kriegsfreiwilligen jeden Funken von Begeisterung und Vaterlandsliebe auszutreiben.

Abends, nach Dienstschluß, herrscht offener Terror. Die Rottenführer-Clique, gedeckt durch Schultze, reißt die Herrschaft über die Kompanie an sich. Jeden Abend wird ein junger Soldat unter irgendeinem Vorwand zum Fahrzeug-Tross gerufen und dort von einer Gruppe stämmiger Rottenführer krankenhausreif geschlagen. Jeden Abend liegt alles zitternd in den Zelten, jeden Abend gellen die Schreie der Opfer von den Tross-Fahrzeugen herüber.

Aus der 1. Kradschützenkompanie unseres „Papa" Bremer oder unseres idealistischen Untersturmführers Schulz ist ein Haufen von Gangstern und Geschundenen geworden. Einer der Halbtotgeschlagenen desertiert nach Jugoslawien zu den

Titopartisanen, ein anderer flüchtet in die Berge, schießt sich mit der 08-Pistole in den Bauch, als er von der Feldgendarmerie gefaßt wird, und liegt jetzt in einem Bozener Krankenhaus. Der Kompanieführer Coblenz tut nichts, dieser Hölle ein Ende zu bereiten.

Ich spare nicht mit bissigen, empörten Kommentaren. Truppführer Bernhard sagt mir, ich käme auch noch dran, Rottenführer Ramschpeck hetze gegen mich, und als Abiturient sei ich bei den Trossbuben ohnehin für eine „Abreibung" vorgemerkt. Ich überlege, ob ich vorbeugend zu Coblenz gehen soll, lasse es aber bleiben.

18. August 1943

Die Aufklärungsabteilung verlegt nach Borgoforte, einem kleinen italienischen Städtchen in der Po-Ebene. Wir kampieren in Zelten, unter Bäumen, gegen Fliegersicht gedeckt.

19. August – 7. September 1943

Unser Zeltlager befindet sich am Ufer des Po-Flusses, dessen breites Strombett jetzt, im Hochsommer, nur von einem dünnen Rinnsal durchflossen wird. Der Kompaniechef und die Zugführer wohnen in der Nähe, in Häusern des Städtchens.

Bei Borgoforte spannt sich die wichtigste Eisenbahnbrücke Italiens über den Po. Es ist die direkte Verbindungsstrecke von Berlin nach Rom. Die deutschen Verstärkungen für die Front im Süden rollen über diese Brücke. Unsere Aufgabe ist es, sie gemeinsam mit den Italienern zu bewachen und gegen evtl. Anschläge zu sichern. Jeden vierten Tag zieht unser Zug auf Brückenwache.

Das Terrorregime der Rottenführer geht auch in Borgoforte weiter. Eines Abends locken sie mich unter einem dienstlichen

Vorwand zum Tross. Ich gehe waffenlos hin und bin im Handumdrehen von etwa fünfzehn bulligen Rottenführern umringt. Rottenführer Bölke, gefürchtet als ehemaliger Berufsboxer, mit ledernen Bandagen an den Handgelenken, fragt mich ironisch, wo ich denn meine „schicke" Offizierspistole hätte. Ich gebe ihm eine patzige Antwort. Sekunden später trifft ein trockener Schwinger meine Kinnspitze, und zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich – im Niederfallen – buchstäblich Sterne vor den Augen. Dann fallen sie mit Koppeln, Knüppeln und Stangen über mich her. Mein Rücken wird förmlich zerfleischt. Die Schmerzen sind unbeschreiblich. Ich beiße in das Gras, um nicht zu schreien. Schließlich stolpere ich schluchzend in mein Zelt zurück. Die Kameraden verbinden mich. Mein Truppführer Bernhard bricht in Tränen aus. „Das sind Verbrecher, Verbrecher", stöhnt er. Ich kann nur auf dem Bauch liegen und weine leise vor mich hin.

Am nächsten Morgen trete ich in feldmarschmäßiger Ausrüstung zur Brückenwache an, mit Wundpflastern auf dem blutenden, eiternden Rücken. Ich muß die Zähne zusammenbeißen, um nicht bei jedem Schritt aufzuschreien. Abends, auf der Brükke, erkläre ich meinen Kameraden, daß ich jeden niederschießen werde, der mir in Zukunft zu nahe kommt. Am nächsten Morgen erzählt mir Bernhard, daß die Rottenführer-Clique davon gehört hat und mir abends „endgültig das Rückgrat brechen" will. Nach Dienstschluß gehe ich allein, mit einer Pistole bewaffnet, im breiten Bett des Po-Flusses auf und ab. Ich überlege, wie ein gehetztes Tier, was ich tun soll. Oben, auf den Flußdeichen, begleiten mich Späher der Rottenführer-Clique. Wieder im Lager zurück, setze ich mich vor das Zelt, mit einem geladenen Karabiner im Arm. Ich denke darüber nach, ob ich mich erschießen soll. Wenn sich jemand unserem Zelt nähert, entsichere ich den Karabiner. Ich bin fest entschlossen zu schießen und die letzte Patrone für mich selbst aufzusparen.

Als es dämmert, gehe ich mit dem Gewehr unterm Arm zu dem Haus, in dem mein Zugführer, Hauptscharführer Kurt Lindenhahn, wohnt, der mich seit der Zugfahrt aus Rußland besonders „genascht" hat und das auch im Dienst täglich demonstriert. Er sitzt mit anderen Zugführern beim Skatspiel, und ich lasse ihn durch den Putzer in das Treppenhaus bitten. Er kommt, sehr verärgert über die Störung, und ist äußerst irritiert, als er mich mit dem Karabiner unter dem Arm sieht. Schweigend hört er meinen Bericht an. Ich kann vor Erregung kaum sprechen. Zum Schluß stoße ich hervor, daß ich mich niemals in meinem Leben mehr schlagen lassen und daß ich unter den Rottenführern ein Blutbad anrichten würde, bevor ich mich selbst erschieße.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Lindenhahn schweigt. Was hatte ich mir bloß davon erhofft, mich ausgerechnet an Lindenhahn zu wenden? Nicht einmal die Offiziere wagten es, sich mit den Rottenführern (Obergefreiten) vom Tross anzulegen. In der Leibstandarte gab es seit langem einen regelrechten Kult um die „Reichsrottenführer". Diese alten Soldaten, die schon seit vier, fünf Jahren dabei waren, hatten das traditionelle Vorrecht, die Neuen, die „jungen Schlipse", die „jungen Marschierer" nach allen Regeln der Kunst zu terrorisieren, ihnen „Härte" gegen sich selbst beizubringen. Lindenhahn, dieser erfahrene Oberfeldwebel, wird sich hüten einzugreifen... Nein, ich möchte kehrtmachen; es hat ja doch keinen Zweck. Die Stille im Hausflur wird unbehaglich. Kurt Lindenhahn schweigt immer noch. Ich sehe nur sein Deutsches Kreuz in Gold auf der Brust funkeln; sein Gesicht kann ich nicht erkennen. Endlich gibt er mir die Hand und sagt, ich solle ins Lager gehen, mir keine Sorgen machen.

Am nächsten Morgen tritt Lindenhahn vor seinen 4. Zug. Er steht da, die Arme in die Hüften gestemmt, auf der Brust seine Kriegsauszeichnungen, die Schirmmütze schräg in die Stirn gezogen. Seine helle, schneidige Stimme schallt durch das Zeltla-

ger; die ganze Kompanie hört mit. Er droht jedem schwere Vergeltung an, der noch einmal gegen einen Mann seines Zuges einen Finger hebt. „Ein solches Schwein bringe ich, Lindenhahn, höchstpersönlich vors Kriegsgericht!" Von diesem Augenblick an ist die Terrorherrschaft der Rottenführer-Clique gebrochen. Die Verbrecher ziehen sich in ihre Trosswagen zurück. Keiner der jungen Soldaten wird jemals wieder schikaniert oder geschlagen werden.

Mit der italienischen Zivilbevölkerung kommen wir nicht in Berührung; es gibt nie Ausgang. Um so mehr sprechen wir mit den italienischen Soldaten, die gemeinsam mit uns Brückenwache stehen. Meine Lateinkenntnisse erweisen sich dabei als nützlich. Es ist ein urkomisches Bild, die baumlangen Männer der Leibstandarte im Gespräch mit den winzigen Italienern zu sehen, die uns meist nur bis zu den Schultern reichen. Wir sind sprachlos darüber, daß vom Faschismus, der doch zwanzig Jahre lang dieses Land prägte, nichts, aber auch gar nichts übrig geblieben ist, als hätte es ihn nie gegeben. Die italienischen Landser, die fast alle sehr nette Kerle sind, glauben, daß der Krieg verloren ist. Sie meinen, er wird bald zu Ende sein, die Achse müßte kapitulieren. Sie können nicht fassen, daß wir uns dabei vor Lachen biegen. Wir erklären ihnen, der Krieg sei „nix kaputt", wir freuten uns schon auf den Kampf mit den Angloamerikanern. Sie starren uns wie Fabelwesen an und versichern immer wieder, unsere „Tigre"-Panzer und überhaupt die „carri armati tedesci" seien ganz schrecklich.

Unser Spott schlägt in Mitleid um, als wir sehen, was für eine armselige Verpflegung die italienischen Landser bekommen. Sie wollen es zuerst gar nicht glauben, daß in der deutschen Wehrmacht Soldaten, Unteroffiziere und Subalternoffiziere dasselbe Essen empfangen. Die italienischen Offiziere, die die Brückenwachen inspizieren, sehen wie Operettentenöre aus, mit maßgeschneiderten Uniformen. Sie verschwenden kaum ein Wort an ihre Soldaten. Wir grüßen sie nicht.

8. September 1943

Um 21 Uhr gibt es Alarm. Die Kompanie tritt in der Turnhalle des Ortes an. Der Kompanieführer teilt uns mit, daß Italien kapituliert und die Seite gewechselt hat. „Was hat man von den Schweinehunden anderes erwarten können?!" Wir sollen gefechtsmäßig auf den Fahrzeugen aufsitzen und uns in Bereitschaft halten. Kurz nach Mitternacht wird sich die Division in Marsch setzen, um unsere ehemaligen Verbündeten in Norditalien zu entwaffnen. „Wenn die Makkaronis Widerstand leisten, muß schnell durchgegriffen werden."

Die Kompanie jubelt. Endlich gibt es klare Verhältnisse unseren „Bundesgenossen" gegenüber. Die Tiroler haben also doch Recht behalten.

9. September 1943

Unsere Kompanie besetzt im mot. Marsch Peschiera. Nennenswerte Kampfhandlungen finden nicht statt.

10.–12. September 1943

Die 1. Kompanie rückt motorisiert in die Stadt Brescia ein. Unter unseren Stahlhelmen mit Tarnüberzügen, Kinnriemen herunter, in den gesprenkelten Tarnhemden, die Waffen schußbereit zwischen den Knien, müssen wir auf die Italiener, die sich in Massen auf Straßen und Plätzen drängen, furchterregend wirken. Wir winken jedoch, und alles winkt zurück. Nirgendwo fällt ein Schuß. Die Reaktion des italienischen Publikums ist

weder feindlich noch ablehnend. Neugierig sind sie. Alles an uns und unseren Fahrzeugen müssen sie bestaunen und betasten. Abends ziehen wir in einer italienischen Kaserne unter.

13. September 1943

Um fünf Uhr früh bricht die Kompanie zu einem mot. Marsch über Bergamo, Mailand, Novara und Turin nach Fossano auf, Richtung: Westalpen, französische Grenze. In fünf Stunden legen wir mehr als 250 Kilometer zurück, ohne einen Zwischenfall. Um zehn Uhr starte ich allein mit einem Schwimmwagen und zwei Mann zu einem Spähtruppunternehmen nach Cuneo. Gegen elf Uhr fahren wir in die Stadt ein, nach allen Seiten mit unserem MG sichernd. Wir landen auf dem Hof einer riesigen Alpini-Kaserne. Aus den Fenstern schauen Hunderte von Alpinis auf uns drei Mann herab. Etwas ratlos begebe ich mich auf die Suche nach dem Kommandeur und treffe auf einen ordensgeschmückten Alpini-General, der sich mir – zu meiner unaussprechlichen Verblüffung – in aller Form ergibt. Kurz darauf quellen Tausende von Alpinis und Dutzende hoher Offiziere auf den Kasernenhof, treten dort in bester Laune, scherzend, zu einer langen Marschkolonne an, und der General stellt sich fröhlich an die Spitze. Wir drei schwitzen in unserem Schwimmwagen Blut und Wasser. Als sich die Marschkolonne auf mein Zeichen hin in Bewegung setzt und durch das Kasernentor marschiert, trifft zum Glück die 1. Kompanie auf ihren Fahrzeugen ein.

14.–15. September 1943

Unser 4. Zug unter Hauptscharführer Lindenhahn stößt motorisiert zum Col di Tenda vor. Keine Kampfhandlungen. Massen von italienischen Gefangenen. Wir hören, daß unsere

Fallschirmjäger Mussolini befreit haben. Der Führer hat also seinen besten Freund nicht im Stich gelassen.

Am nächsten Tag besteigen italienische Alpinis vor unseren Augen lange Güterzüge, die sie in Kriegsgefangenschaft nach Deutschland bringen. Herzzerreißende Abschiedsszenen mit der Zivilbevölkerung.

Nachmittags geht es zurück in die Stadt Brescia.

16.–21. September 1943

Wir liegen wieder in der italienischen Kaserne, mitten im Stadtzentrum von Brescia, und warten auf weitere Befehle.

Morgens, zum Dienstbeginn, marschieren wir singend, mit nacktem Oberkörper, durch die Straßen der Stadt zum Frühsport und zum Schwimmen im Fluß. Es ist das reinste Volksfest. Die italienischen Frauen und Mädchen müssen wohl noch niemals große junge Männer im halbnackten Zustand gesehen haben. Sie verdrehen die Augen, kreischen, klatschen in die Hände und werfen Kußhändchen.

Nachmittags, gegen 17 Uhr, zum Dienstschluß, füllt sich der weite Platz vor der Kaserne mit Hunderten junger Mädchen und Frauen in bunten Sommerkleidern. Wenn unsere Männer das Kasernengelände verlassen, werden sie links und rechts von kichernden Italienerinnen untergehakt und „abgeschleppt".

Der Spieß verschärft die Kontrollen gegen Geschlechtskrankheiten. Ohne „Pariser" in der Tasche gibt es keinen Ausgang mehr.

Man teilt uns mit, daß in den vergangenen vierzehn Tagen 400.000 Italiener gefangengenommen wurden, ohne daß es zu namhaften deutschen Verlusten gekommen ist.

22. September 1943

Unsere Kompanie wird alarmiert und braust mit unbekanntem Ziel nach Südosten. Unser Kfz. ist das Spitzenfahrzeug und donnert mit 70 Stundenkilometern davon. Der Letzte, am Ende der Kompanie, wird wohl an die 100 fahren. Wieder einmal bewundern wir die hervorragende Qualität der italienischen Straßen. Der mot. Marsch geht über Mantua, Borgoforte, Modena und Bologna nach Forli. Die Kompanie reißt auseinander; jedes Fahrzeug braust für sich mit Karacho über die Straße.

An einer Straßenkreuzung hält uns ein italienischer LKW auf. Ein kleiner schwarzhaariger Mann eilt mit Faschistengruß auf uns zu. Er stellt sich als der Bruder des berühmten italienischen U-Boot-Kapitäns Enzo Grossi vor und schildert uns den Tag, an dem der Duce gestürzt wurde, in Rom. Er saß in einem Café, in dem die faschistische Prominenz verkehrte, als im Rundfunk die Nachricht von der Verhaftung Mussolinis kam. Im Handumdrehen sei das Café leer gewesen, und auf dem Fußboden blieben Hunderte von faschistischen Parteiabzeichen zurück.

In Forli biegen wir scharf nach Süden ab, und nach einer halben Stunde sind wir im Dorf Predappio. „Das ist der Geburtsort des Duce", teilt uns der Chef einer leichten Flak-Batterie der Leibstandarte mit, der uns schon am Dorfrand erwartet. „Gleich weiter, nach Rocca delle Caminate", befiehlt er.

Auf einer herrlichen Serpentinenstraße nähern wir uns im untergehenden Abendlicht der phantastischen Silhouette einer mittelalterlichen Burg mit Türmen, Toren, Mauern und Schießscharten, die auf einem Berg oberhalb Predappios liegt. Im Burghof sitzen wir ab und beziehen in den Kasematten unsere Quartiere.

Im Laufe der Nacht trifft kleckerweise die Kompanie ein.

23.–24. September 1943

Wir richten uns in der Burg zur Verteidigung ein. Wir hören, daß der Duce sich „Rocca delle Caminate" im mittelalterlichen Burgstil als Sommersitz bauen ließ und daß er hier, nach seiner Befreiung durch deutsche Fallschirmjäger, seinen neuen Regierungssitz nehmen wird. Unsere Kompanie und eine leichte Flak-Batterie der LAH sollen seinen Schutz übernehmen.

Im Dorf Predappio besichtigen wir die alte Schmiede des Duce-Vaters Allessandro. Die Dorfbewohner umarmen und küssen uns. Angeblich sind sie alle dem Duce und dem Faschismus treu geblieben. Ich glaube kein Wort.

Wir wienern unsere Stiefel und Koppel auf Hochglanz und kloppen im Burghof Präsentiergriffe. Wir erwarten den Duce.

25. September 1943

Mussolini trifft auf dem Flugplatz Forli ein und kommt dann zu uns, auf seine Burg. Die 1. Kompanie präsentiert das Gewehr, als der Duce in den Burghof einfährt. In blaugrauer Marschallsuniform springt er aus dem Wagen und nimmt die Meldung von Untersturmführer Coblenz entgegen: „Duce, ich melde Ihnen: 1. Kompanie der Aufklärungsabteilung der Leibstandarte Adolf Hitler zur Parade angetreten!"

Als Mussolini langsam, mit erhobenem Arm die Front abschreitet und jeden von uns ansieht, erkenne ich, daß er ein alter Mann mit toten blicklosen Augen ist. Um ihn herum sind fast nur Deutsche; direkt hinter ihm geht der Gesandte Rahn. Ein einziger höherer italienischer Offizier ist bei ihm.

Unserer Kompanie gegenüber ist im Burghof eine Handvoll Italiener angetreten. Sie tragen Khakiuniformen mit langen Dolchen am Gürtel und stellen das „Bataillone della Morte", das

faschistische „Todesbataillon" dar. Sie grüßen mit deutschem Gruß und bezeichnen sich selbst als Mussolinis Leibstandarte, was bei meinen Kameraden große Heiterkeit auslöst.

26. September – 12. Oktober 1943

In der Burg treffen mit der Zeit immer mehr hohe Führer des SD (Sicherheitsdienstes) im Standartenführer-Rang ein. Sie spazieren wie die Pfauen umher und haben keinerlei Kriegsauszeichnungen an der Brust. Was bilden sich diese Kerle bloß ein, die sich wie die neuen Herren Italiens aufführen? Wir ignorieren sie, wir grüßen sie nicht.

Wenn wir im Burggarten Posten stehen, mit Stahlhelm, Pistole 08 umgeschnallt, und der Duce spazierengeht, spricht er regelmäßig deutsch mit uns, erkundigt sich nach den privaten Ver-

hältnissen und fragt, aus welcher Gegend des Reiches wir stammen. Es tut mir weh, ihn nur mit deutscher Begleitung zu sehen. Mir fällt seine berühmte Devise ein: „credere – obedire – combattere" (Glauben – Gehorchen – Kämpfen). Die deutsche Kriegsjugend handelt und lebt nach dieser Maxime (obwohl mir persönlich das Glauben und Gehorchen immer wieder Schwierigkeiten macht). Doch sein eigenes Volk, das ihn zwanzig Jahre lang wie einen Gott feierte, scheint ihn vergessen zu haben.

In der wachfreien Zeit wird stundenlang 17 und 4 in den kühlen Kasematten gespielt. Einsatz ist die Löhnung, die uns in italienischen Lire ausgezahlt wird.

Auf meinen abendlichen Spaziergängen nach Predappio lerne ich ein hübsches, schwarzhaariges Bauernmädchen kennen, das wie ich 18 Jahre alt ist. Wir treffen uns mehrmals nach Dienstschluß, gehen über die Felder und küssen uns. Am 12. Oktober lädt sie mich zu einer großen Fete in ihrem Elternhaus ein. Die ganze bäuerliche Sippe ist da und feiert uns mit Umarmungen und Händeklatschen. Wir müssen eine Art Ehrentanz absolvieren, während der Wein in Strömen fließt und sich der Jubel immer mehr steigert. Erst langsam begreife ich, daß das wohl eine Verlobungsfeier sein soll. Mir wird heiß und kalt.

13.–19. Oktober 1943

NächtlicherAlarm. Die 1. Kompanie wird abgelöst und in hastigem mot. Marsch wieder nach Nordwesten geworfen. Bekanntgabe der Marschstrecke: Bologna – Parma – Cremona – Brescia – Zielpunkt Gardone (am Gardasee).

Mitten in Parma streikt unser Kfz 70. Schwerer Motorschaden. Wir werden in eine weiträumige italienische Kaserne geschleppt, die wir mit acht Mann fast allein bevölkern. Ich streife mit meinem Kameraden Häfele, der wieder genesen und zu uns

versetzt worden ist, stundenlang durch Parma und Umgebung. Waffen brauchen wir nicht mitzunehmen; die Bevölkerung verhält sich sehr freundlich. Vor den italienischen Frauen und Mädchen gibt es kaum Rettung. Wir erleben einen herrlichen Herbst und gehen in kurzen Hosen und Khakihemden, die vom Deutschen Afrikakorps stammen. Unvergeßliche Tage. Seit einem Jahr bin ich Soldat.

20.–26. Oktober 1943

In Gardone stoßen wir wieder zur Kompanie. Wenige Kilometer entfernt liegt das Städtchen Saló, das Mussolinis neuer Regierungssitz ist. Wir sichern die Umgebung.

Neuer Kompanieführer wird Untersturmführer Fritz Bügelsack, ein typischer Berliner. Er kommt aus dem Mannschaftsstand, hat als Zugführer bei der 4. Panzerspähkompanie das Deutsche Kreuz in Gold bekommen und gilt in der ganzen Division als Original. Über seine Abenteuer, sein Draufgängertum kursieren zahllose Legenden. Als erstes läßt er die Kompanie antreten, staucht vor der Front den Spieß und die Trossknechte zusammen, unterbindet den überflüssigen Exerzierdienst und befiehlt: „Die Kerle müssen sich mal richtig ausschlafen. Dienstfrei für heute!" Das ist unser Mann.

Die LAH ist Panzerdivision geworden. Wir gehören nun der Panzeraufklärungsabteilung der 1. SS-Panzerdivision an.

Am 26. Oktober gibt es Alarm. Es geht zurück nach Rußland; das dreimonatige Zwischenspiel in Italien ist beendet.

Untersturmführer Bügelsack hält eine kurze Ansprache. Er sagt, daß der Iwan in den letzten drei Monaten viel Raum nach Westen gewonnen habe, daß er bereits am Ufer des Dnjepr stehe und daß er die gesamte Heeresgruppe Süd umfassen und zum Einsturz bringen wolle. „Die Leibstandarte wird ihm – wie im Frühjahr bei Charkow – die Sache versalzen!"

27. Oktober 1943

Wir werden nach Osten verladen und dampfen ab, Richtung Ukraine.

In den drei Monaten Italien-Einsatz habe ich persönlich die schwerste Zeit meines bisherigen Lebens erdulden müssen, die furchtbaren Tage von Borgoforte, in denen ich drauf und dran war, mir eine Kugel zu geben. Und doch, und doch: die letzten beiden Monate waren herrlich! Es gibt wohl keinen unter uns, der nicht von Land und Leuten begeistert ist. Wir lachen über den Defätismus der Italiener; aber niemand nimmt ihnen irgendetwas richtig übel. Dieses Volk ist nicht zum Krieg geschaffen. Was in Erinnerung bleibt, sind die bunten Kleider der Frauen, die pittoresken Städte der Po-Ebene, ist die strahlende Sonne und der rotleuchtende Wein.

Leb' wohl, du schönes Land Italia. Lebe wohl.

Großkampf westlich des Dnjepr

28. Oktober – 6. November 1943

Auf dem Eisenbahntransport nach Osten wird es von Tag zu Tag kälter. Endlich, in Lemberg, empfangen wir Winterausrüstung. Wir bekommen pelzgefütterte Anoraks mit gewaltigen Kapuzen, die über dem Rücken fast bis ans Koppel herabhängen, dicke wattierte Hosen, Winterstiefel aus Leder mit Filzschäften, pelzgefütterte Fausthandschuhe und grüne Kopfschützer.

Ich werde zu einem s.M.G-Trupp des 4. Zuges versetzt. Mein Truppführer ist Sturmmann Färber.

7.–8. November 1943

Nach dem Ausladen im Raum Berditschew marschiert die Aufklärungsabteilung im Verband der 1. Panzerdivision des Heeres nach Nordosten, Richtung Kampfraum. Die Fahrzeuge wühlen sich durch den Schlamm.

9. November 1943

Die Abteilung tritt morgens im offenen Viereck an. Der Kommandeur erinnert mit kurzen Worten an den Marsch auf die Feldherrnhalle in München 1923, vor zwanzig Jahren. Er schließt seine Ansprache mit den Worten: „Kameraden, wir setzen den Marsch der Gefallenen fort. Wir kämpfen für Führer und Reich!" Ich werde zum Sturmmann (Gefreiten) befördert.

Wir vereinigen uns mit der Aufklärungsabteilung der 1. Panzerdivision des Heeres. Die Kameradschaft zwischen den beiden 1. Divisionen ist prima.

10.–14. November 1943

Die 1. Panzerdivision des Heeres und die Leibstandarte quälen sich weiter mühsam durch den Schlamm, der inzwischen zu

Schneematsch geworden ist. Wir unterstehen dem XXXXVIII. Panzerkorps des Generals Balck, das im Rahmen der 4. Panzerarmee kämpft.

Am 14. November unterrichtet uns Untersturmführer Bügelsack über die allgemeine Lage: Die Sowjets haben anfangs des Monats Kiew genommen und sind dann mit 60 bis 70 Großverbänden, die 2.500 Panzer mit sich führen, zur Offensive nach Westen angetreten. Ihre Panzerspitzen sind gestern nordwestlich von uns in die Stadt Shitomir eingedrungen. „Und nun", sagt Bügelsack, „steht alles auf der Kippe!" Absicht der Sowjets sei es, die Heeresgruppe Süd von der Heeresgruppe Mitte zu trennen und sich dann nach Südwesten auf die rumänische Grenze zu stürzen. „Wenn ihnen das gelingt, dann bricht die deutsche Ostfront zusammen... Der Iwan", ruft Bügelsack, „ist in den letzten zwölf Monaten 1.500 Kilometer nach Westen marschiert: vom Kaukasus bis Shitomir! Wenn ihm jetzt sein Plan gelingt, dann marschiert er in den nächsten zwölf Monaten wieder 1.500 Kilometer nach Westen – und dann steht er heute in einem Jahr in Aachen und in Saarbrücken!" Wir sind sprachlos. So offen und rücksichtslos hat noch niemand zu uns gesprochen. Jetzt wissen wir, worum es in den kommenden Tagen und Wochen geht. Wir verteidigen hier, westlich Kiew, das Reich.

Zum Schluß erklärt Bügelsack, daß wir morgen von Süden gegen die Sowjets antreten werden, um ihren Stoßkeil zwischen Shitomir und Kiew zu zerschneiden. „Wir machen es wie vor acht Monaten bei Charkow!" Wilder Jubel brandet auf, als er uns die fünf Stoßdivisionen des XXXXVIII. Panzerkorps nennt: die 1., die 7. und die 19. Panzerdivision des Heeres, von der Waffen-SS die Leibstandarte und die Panzerdivision „Das Reich". Einer stimmt unser Lieblingslied an -und alle fallen ein:

„Der Kampf ist schwer, die SS muß vor;
das weiß heute schon die ganze Welt.
Wir sind des Führers treues Panzerkorps,
die besten Soldaten der Welt."

15. November 1943

Wir greifen infanteristisch nach Nordosten an. Über eine endlos freie, schneebedeckte Pläne stapfen wir vorwärts. Vor mir mein Schütze 1, Tatzgern, mit dem MG 42 über der Schulter, dahinter ich, in jeder Hand einen Munikasten, auf dem Rücken den Ersatzlauf. Eine Panzerabteilung der Leibstandarte taucht auf. Schnell sitzen wir auf den Panzer IV-Ungetümen auf, und dann geht es mit Karacho auf einen dunklen Waldrand zu, der sich kilometerweit vor dem Horizont dehnt. In wildem Tempo durchfahren wir das sowjetische Abwehrfeuer. Kurz vor dem Waldrand springen wir von den Panzern und greifen wieder infanteristisch an. Vor mir läuft Tatzgern und schießt aus der Hüfte. Mit kurzem „Hurra" brechen wir in die sowjetische Stellung ein. Gegen 17 Uhr, es wird schon dunkel, erreichen wir die andere Seite des Turbowka-Waldes.

Nachts liegen wir am Waldrand, in einem flachen Graben, und sichern nervös nach beiden Seiten. Die Aufklärungsabteilung ist zu weit vorgestoßen, ist jetzt abgeschnitten. Der nächtliche Wald lebt. Starke Haufen überrollter Sowjets ziehen hin und her. Flüsternd geht der Befehl von Mann zu Mann, das Bajonett aufzupflanzen.

16. November 1943

Um drei Uhr morgens pirschen wir uns lautlos an das Dorf Turbowka heran und nehmen es im Handstreich.

Vier Stunden später treten wir zum infanteristischen Angriff auf die langgestreckte Ortschaft Diwin an. Zwischen uns rumpeln die schweren „Panther" des LAH-Panzerregiments. Aus Diwin schlägt uns ein Feuerorkan aus leichten und schweren Infanteriewaffen entgegen. Sowjetische Pak schießt dutzendweise auf unsere schweren Panzer, die im Schießhalt stehen bleiben und das Feuer aus ihren 7,5 cm KWK erwidern. Ich muß an den 6. Juli, an unseren damaligen Angriff auf Teterewino denken. Das ist viereinhalb Monate her, aber die Situation ist fast dieselbe. Wir dürfen nicht steckenbleiben, wir müssen das feindliche Feuer unterlaufen. Ich tanze zwischen den Panzern umher und schreie wie ein Übergeschnappter in einem fort: „vorwärts, vorwärts!" Einem Hauptsturmführer, der kurz aus seinem Panzerturm schaut, zeige ich einen Vogel, weil er mit seinem „Panther" nicht weiterrollt. Kurz darauf zieht sich die Aufklärungsabteilung zusammen mit den rückwärtsfahrenden Panzern auf Befehl nach Turbowka zurück. Ich schimpfe laut auf unsere Führung.

Am Nachmittag greifen wir, auf Panzer aufgesessen, Diwin aus der rechten Flanke an und sind um 17.30 Uhr am Ortsrand, wo abgesessen wird. Nach einstündigem turbulentem Nahkampf, in dem wir zwei T 34 mit Hafthohlladungen knacken, fällt Diwin in unsere Hand. Hauptscharführer Lindenhahn wird verwundet.

17.–19. November 1943

Wir sitzen in phantastischen Stellungen, die der Iwan gebaut hat, und sichern nach Norden und Osten. Wir sind in den letzten beiden Tagen zwanzig Kilometer vorangekommen. Bis zur Rollbahn Kiew-Shitomir sind es noch einmal zwanzig Kilometer. Rechts von unserer Abteilung ringen die 19. Panzerdivision und „Das Reich" mit dem Gegner, links von der LAH sind die 7. und 1. Panzerdivision in zügigem Vorgehen auf Shitomir, das sie mit

verkehrter Front, von Osten her, angreifen. Tatzgern wird verwundet. Ich übernehme das MG 42 und bin nun das, was ich immer sein wollte: MG-Schütze 1.

Ich mache mich mit dem 42iger wieder in allen Details vertraut. Es ist das beste Maschinengewehr der Welt. Die Iwans nennen es wegen seiner extrem hohen Schußfolge (1.500 Schuß in der Minute) das „elektrische MG". Ich liebe diese handliche, kühne Waffe, die ich gern nach Kradschützenart als leichtes MG handhaben möchte. Aber noch bin ich an die Lafette gebunden, an das schwere MG.

Am 19., um neun Uhr morgens, greift uns ein sowjetisches Regiment von Norden an. Ich schieße mit meinem schweren Maschinengewehr in kurzen, gezielten Feuerstößen und beobachte dabei sorgfältig durch die aufmontierte Optik. Der Angriff bricht unter blutigen Verlusten zusammen. Untersturmführer Bügelsack klopft mir anerkennend auf die Schulter. Beim Blick ins Vorgelände schüttelt er den Kopf: „Die haben Massen, Massen..."

20. November 1943

Wir greifen weiter nach Nordosten an. In den frühen Morgenstunden, bei völliger Dunkelheit, stürmen wir im Laufschritt durch ein brennendes Dorf, dem weichenden Gegner auf den Fersen. Dann fächert die Abteilung auseinander. Vor uns, in zwei bis drei Kilometern Entfernung, hält der Iwan in einer Front von 15 Kilometern Breite die Linie Brusilow-Olschka besetzt. Wir gehen in Schützenlinien darauf zu, der 4. Zug am rechten Flügel der Kompanie; rechts von uns einige MG-Trupps der Stabskompanie.

Als wir auf einen Höhenzug kommen, der sich von West nach Ost hinzieht, schlägt uns ein vernichtendes Feuer entgegen. Vor uns liegt eine breite Talsenke. Auf dem dahinterliegenden Höhenzug, der parallel zu unserem verläuft, hat sich der Gegner mit Pak und Scharfschützen eingegraben.

Im Verlauf einer Viertelstunde wird der 4. Zug auf der Anhöhe praktisch ausgelöscht. Zwanzig Meter links neben mir bricht mein alter Truppführer, Unterscharführer Bernhard, im Sturm zusammen. Bauchschuß. Aus seiner Einschußwunde qualmt es. „Die Schweine schießen mit Explosivgeschossen!", schreit mein MG-Truppführer, Sturmmann Färber. Er springt in ein sowjetisches Panzerdeckungsloch und winkt mir zu. Hier haben wir zu dritt – Färber, mein Schütze 2, Muley, und ich – gerade Platz. Meine Munitionsschützen Brunner, Brinkmann und Schumann liegen hinter uns flach auf der Erde und können in dem Wahnsinnsfeuer kaum den Kopf heben.

Ich baue mein sMG auf der Lafette auf, und sofort bin ich Ziel der sowjetischen Scharfschützen. Querschläger heulen von der Lafette weg; der aufspritzende Schnee fährt mir in die Augen. Ich baue links und rechts Munitionskästen neben das MG, und nun geht es besser. Ich kann mich im Schutz der Munitionskästen umsehen. Den vierten Zug gibt es nicht mehr. Alles, mit Ausnahme unseres MG-Trupps, ist tot oder verwundet. Die Stabskompanie rechts von uns scheint aufgerieben zu sein; man sieht nichts und hört aus den Schützenlöchern nur Schreie nach Sanitätern. Sowjetische Pak und sowjetische Scharfschützen schießen sich auf unser hochherausragendes sMG ein. Ein feiner Splitter eines Querschlägers fährt Färber ins linke Auge. Wir verbinden ihn mit unseren Verbandspäckchen. Er muß im Loch bleiben, obwohl er große Schmerzen hat; aber niemand kann sich auf dieser Höhe bewegen, ohne abgeschossen zu werden. Die Sowjets erkennen jedes Detail gegen den Horizont. Wir sind festgenagelt.

Halblinks von uns greift der Rest der 1. Kompanie durch die vor uns liegende Talsenke an. Begleitet von Achtrad- und Vier-

rad-Panzerspähwagen springen die Kradschützen in kurzen Sätzen vorwärts. Ich sehe alles von oben, wie aus einer erhöhten Theaterloge. Die Sowjets haben mein MG vergessen und konzentrieren ihr Abwehrfeuer auf den Angriff. Sprachlos, gelähmt schaue ich zu. Allen voran springen Untersturmführer Bügelsack und sein Kompanietruppführer, Unterscharführer Sironski: beide mit dem blitzenden Deutschen Kreuz in Gold auf der Brust, das man gut erkennt, wenn Bügelsack sich umwendet und seine Kradschützen nach vorn winkt. Nach wenigen Minuten stehen die Panzerspähwagen in Flammen. Sironski fällt mitten auf der Talsohle. Bügelsack wird leicht verwundet. Aber weiter links erreichen ein paar Kradschützen und ein Achtrad-Spähwagen den feindlichen Höhenzug. Durch die Optik erkenne ich Hammermeier, meinen alten Kameraden aus der E-Kompanie in Lichterfelde. Er rollt ganz allein die russische Stellung mit Handgranaten auf und fällt schließlich im Nahkampf. Mir laufen die Tränen übers Gesicht. Der Achtradpanzer wird auf kürzeste Entfernung abgeschossen, steht in Flammen. Der Fahrer wälzt sich, offensichtlich schwer verwundet, auf die Erde. Als die Sowjets aus ihren Löchern kommen, kniet er sich hin und streckt ihnen flehend beide Armstümpfe entgegen. Sie machen ihn mit ihren Bajonetten fertig. Ich schreie: „Ihr Hunde, ihr verfluchten Hunde!"

Der Angriff der Kompanie ist blutig zusammengebrochen. Ein paar Überlebende oder Verwundete robben langsam in der Talsenke rückwärts. Die Sowjets stehen aus ihren Löchern auf und formieren sich in dicken Klumpen zum Gegenstoß. Der ganze gegenüberliegende Höhenzug wimmelt von feindlicher Infanterie. Ich kann gut die sowjetischen Kommandeure und Offiziere mit ihren großen Kartentaschen erkennen. Jetzt kommt meine Stunde. Ich schiebe die Munikästen beiseite, um mir Schußfeld zu verschaffen, und dann lasse ich mein MG sprechen. Jetzt

bin ich froh, daß es als sMG auf Lafette sitzt. Ich jage Gurt auf Gurt durch. Mit einem Griff schiebe ich die Mäanderband-Einstellung auf Dauerfeuer ein. Der Lauf meines MGs pendelt nun auf und ab, von links nach rechts, von rechts nach links, und speit pausenlos Feuer. Ich sehe die Sowjets durch meine Optik in ganzen Trauben fallen. Ich schreie und lache und heule und fürchte nur, daß es zu einem Hülsenreißer kommt und daß ich Lauf- oder Schloßwechsel machen muß. Pak und Scharfschützen des Gegners konzentrieren sich wieder auf mich; der Dreck der Einschläge fliegt mir um die Ohren. Färber befiehlt mir, ins Loch runterzukommen. Ich brülle Muley, Brunner und Brinkmann an, nicht länger volle Deckung zu nehmen, sondern mich mit Munition zu versorgen. Schumann quetscht sich ins Loch und führt mir von unten die Gurte zu, denn Muley hat durchgedreht. Ich muß Laufwechsel machen, verbrenne mir die Finger, kann aber sofort weiterschiessen. Mit einem einzigen

sMG, aus idealer überhöhter Lage, zwinge ich die Sowjets, in ihrer Stellung zu bleiben.

Kurz nach 15 Uhr, es dunkelt schon, beginnt es zu regnen. Der Gegner stellt das Feuer ein, und ich baue mein MG ab. Zwei „Tiger" der LAH rumpeln auf unsere Höhe und übernehmen die Sicherung. Wir gehen ein Stück zurück und treffen in einer Balka auf die Reste der Kompanie. Es heißt, daß wir 49 Gefallene haben. Wir sitzen schweigend an den Rändern der Schlucht, während der Regen von den Stahlhelmen auf die Gesichter tropft und in die Uniformen rinnt. Färber kann endlich zum Hauptverbandsplatz gehen. Ich bin nun Trupp-Führer und Schütze 1 in einem. In der Nacht holen wir mit einem Stoßtruppunternehmen unsere Toten aus der Talsenke.

Das war der schwarze Tag von Brusilow. Zum ersten Mal ist ein Angriff der „Leibstandarte" fehlgeschlagen. Doch den gefährlichen Gegenstoß der sibirischen Scharfschützen-Brigade haben wir im Keim erstickt. Und im Nordwesten, 25 Kilometer von uns entfernt, haben das 1. Panzergrenadierregiment der LAH sowie die 1. und die 7. Panzerdivision Shitomir genommen, haben die Rollbahn Shitomir–Kiew unterbrochen. Damit ist das operative Ziel erreicht. Die sowjetische Großoffensive ist gestoppt.

21.–25. November 1943

Jetzt bricht der Winter herein. Aus dem Regen wird übergangslos dickes Schneegestöber. Die endlose Weite der Ukraine hüllt sich in Weiß, das Thermometer sinkt tief unter den Gefrierpunkt. Wir werfen weiße Tarnhemden über unsere Anoraks, und auch die Stahlhelme erhalten weiße Überzüge.

Am 23. tritt die zusammengeschmolzene Aufklärungsabteilung zur gepanzerten Gruppe Peiper. Wir stürmen Lasarowka motorisiert, unter dem Einsatz von gepanzerten Flammenwerfern.

Damit haben wir in acht Tagen vierzig Kilometer gewonnen. Am nächsten Tag greifen wir Starizkaja an; drei Stunden später ist es in unserer Hand.

Der Befehl lautet: „Übergang zur Verteidigung". Die Sowjets sind auf der ganzen Front zum Stehen gebracht.

Am nächsten Tag werde ich vom Iwan gewarnt: Als ich mich bis zur Hüfte aus der Stellung hebe, um das schneebedeckte Vorfeld besser einsehen zu können, zerschlägt ein sowjetisches Infanteriegeschoß mein Fernglas auf der Brust. Ohne das Glas hätte ich einen Herzschuß. Der Bursche hat glänzend gezielt.

26.–27. November 1943

Wir verlegen in den Raum Kotscherowo, direkt an der Rollbahn Shitomir–Kiew, um von Süden her gegen die Stadt Radomyschl vorzustoßen, die etwa zwanzig Kilometer nördlich der Rollbahn liegt.

Der Verlegungsmarsch geht bei Nacht über knirschenden Schnee, zum Teil quer durch die Sowjets. Mein MG-Trupp ist auf einen SPW (Schützenpanzerwagen) aufgesessen. Manchmal begegnen wir auf den endlosen Schneeflächen ganzen Bataillonen von Sowjets, die schweigend, mit aufgepflanzten Bajonetten, im Mondlicht unseren Weg kreuzen. Keine Seite schießt. Meine Männer sitzen im SPW und sind vor Übermüdung eingeschlafen. Plötzlich stoppt unser Fahrzeug ruckartig. Vor uns stehen drei Rotarmisten in langen Mänteln, mit Pelzmützen. Einer legt sein langes Gewehr auf mich an, ein anderer reißt eine Handgranate hoch, um sie in unseren offenen SPW zu werfen. Ich schieße in einer Reflexbewegung das ganze Magazin meiner 08-Pistole leer, bis sich keiner von ihnen mehr rührt. Meine Kameraden werden erst richtig wach, als schon alles vorbei ist.

28. November 1943

Um elf Uhr treten wir aufgesessen zum Angriff nach Norden an. Sturmbannführer Jochen Peiper führt. Es geht zügig vorwärts; der Iwan läuft oder wird überrollt. Gegen Abend erreichen wir den Südrand von Radomyschl. Wir sind an diesem Tag zwanzig Kilometer vorwärtsgekommen.

29. November 1943

Schwere Stellungskämpfe vor Radomyschl. Wir liegen vor einer Art Laubenkolonie, in der sich die Sowjets verschanzt haben. Jetzt brauche ich keine Lafette. Ich liege flach auf der Erde, den Kolben meines 42igers tief in die rechte Schulter gezogen, mit dem ganzen Körpergewicht gegen das Zweibein nach vorne gelehnt, und halte mit kurzen Feuerstößen die Sowjets nieder. Gegen Brusilow ist das ein Kinderspiel, weil der Gegner keine Scharfschützen hat. Neben mir beobachtet Unterscharführer Hansjoachim Greter, der die Reste des 4. Zuges führt, durch das Fernglas mein Feuer. Auch Untersturmführer Bügelsack robbt heran und staunt über mein Punktschießen.

30. November 1943

Nachmittags gehen schwere sowjetische Artilleriesalven auf unsere Stellungen nieder. Am Abend fällt unser Chef, Untersturmführer Fritz Bügelsack, im eigenen Feuer. Er war mit zwei Meldern zu den sowjetischen Stellungen geschlichen, ohne daß wir etwas davon wußten. Plötzlich gab es einen furchtbaren Rabatz bei den Iwans: Bügelsack wütete unter ihnen mit Handgranaten und steckte ihre Datschas an, die ihnen Schutz gegen unsere Infanteriewaffen gaben. Als er und die beiden Melder im Schein

der brennenden Häuser auf unsere Stellung zurücksprangen, glaubte Unterscharführer Greter an ein sowjetisches Stoßtruppunternehmen und schoß den Chef mit seinem Karabiner nieder. Er war sofort tot.

Ohne Befehl sammeln wir uns beim Kompaniegefechtsstand, um noch einmal unseren Untersturmführer zu sehen. Dann schleichen wir zum Feind hinüber. Kurz vor Mitternacht brechen wir lautlos bei ihm ein. Es kommt zu einem chaotischen Nahkampf, bei dem Handgranate und Spaten wüten. Die Russen sterben klaglos. Unterscharführer Greter wird schwer verwundet. Sonst keine eigenen Ausfälle.

Untersturmführer Coblenz übernimmt erneut die 1. Kompanie.

1.–2. Dezember 1943

Die Leibstandarte wird vor Radomyschl von der 2. Fallschirmjägerdivision abgelöst. Ein junger Leutnant und Ritterkreuzträger übernimmt von mir den Abschnitt des 4. Zuges. Ich sehe ihm seine Bestürzung darüber an, daß er es mit einem Gefreiten zu tun hat, daß es bei uns kaum noch Offiziere und Unteroffiziere gibt.

3.–5. Dezember 1943

Wir verlegen in den Raum Siliantschina, etwa fünfzig Kilometer westlich Radomyschl. Während der Gegner am Teterew-Fluß und bei Radomyschl in schwere Kämpfe mit der 19. Panzerdivision, den Fallschirmjägern sowie mit einer Kampfgruppe der Division „Das Reich" verstrickt ist und nach Süden kämpft, wollen die Leibstandarte sowie die 1. und 7. Panzerdivision ihm von Westen her in die Flanke stoßen.

Solche Umgruppierungen sind nur möglich, weil der Gegner keine Luftaufklärung betreibt.

Am 5. Dezember werde ich zum Divisionsgefechtsstand befohlen. Färber, der inzwischen zum Unterscharführer befördert wurde, hat aus dem Lazarett geschrieben und einen Bericht über mein Verhalten bei Brusilow eingereicht. Sepp Dietrich, der Kommandierende General des 1. SS-Panzerkorps, heftet mir persönlich das EK II und das silberne Panzersturmabzeichen an. „Hoscht's gut gemacht", murmelt er und rückt mir den Stahlhelm gerade.

6. Dezember 1943

Um zwei Uhr morgens starten wir unter Peipers Kommando bei völliger Dunkelheit zu neuem Angriff. Um sechs Uhr steht die gepanzerte Gruppe vor Andrejew. Die Ortschaft wird in erbittertem Häuserkampf genommen und steht bald in hellen Flammen. Ich suche mein EK, das ich noch am Band trug und nun beim Häuserkampf verloren habe. Schumann findet es in der Nähe eines brennenden Hauses und bringt es mir grinsend.

Zwischen 10 und 11 Uhr wird Stirty von uns genommen. Vier Stunden später stehen wir am Westrand von Tortschin. Es ist geradezu unglaublich, wie es vorwärts geht, wenn Peiper da ist. Er ist mehr gefürchtet als geliebt, weil er allen das Letzte abverlangt. Er selbst führt nur von vorne und kombiniert motorisiertes und infanteristisches Vorgehen so unorthodox, daß der Russe einfach kein Abwehrmittel findet.

Gegen 19 Uhr ist Tortschin vom Feind gesäubert. Wir haben heute zwanzig Kilometer geschafft.

7.–13. Dezember 1943

In dieser Woche stoßen wir unter schweren Kämpfen bis Wischewitschi, zwanzig Kilometer nordostwärts Radomyschl vor. Peipers gepanzerte Gruppe wirft die Sowjets insgesamt dreißig

bis vierzig Kilometer zurück. Die Verluste des Gegners sind grauenvoll. Sanitäter tragen die toten Russen zusammen, die zu übermannshohen Leichenblöcken gestapelt werden; Block neben Block, soweit man sehen kann. Die toten Soldaten sind in der Kälte zu steifen Brettern gefroren. Ich schaue in die erstarrten Gesichter und kann in ihnen nichts lesen.

In acht Tagen haben wir die Sowjets 50 bis 60 Kilometer weit nach Osten zurückgeworfen. Die 60. sowjetische Armee ist völlig geschlagen. 5.000 Gefangene, 1.500 Geschütze und 300 Panzer sind die Siegesbeute. Es heißt, daß die Bahnlinie Kiew–Korosten nur noch zehn bis fünfzehn Kilometer entfernt ist. Das können wir mit Peiper in zwei Tagen schaffen. Aber es kommt der Befehl, zur Verteidigung überzugehen.

14. Dezember 1943

Abends werden wir überraschend herausgezogen. Die Aufklärungsabteilung, die jetzt wieder selbständig ist, wird nach Nordwesten, in den Raum Turtschinka verlegt

15. Dezember 1943

Die Speerspitze des XXXXVIII. Panzerkorps – Leibstandarte, 1. und 7. Panzerdivision – wird jetzt südlich Korosten angesetzt. Wir sollen gemeinsam, in einem kurzen gewaltsamen Unternehmen, nach Nordosten vorstoßen und die Bahnlinie Kiew—Korosten überschreiten.

Bei klirrender Kälte rollen wir in den Bereitstellungsraum.

16.–22. Dezember 1943

Auf dem Vormarsch, im Raum Kowali, streikt unser Kfz. 70. Schwerer Motorschaden, wie damals im Oktober, in Parma.

Panjepferde schleppen uns in das nächstgelegene Dorf. Unser MG-Trupp zieht in einem Bauernhaus unter. Wir haben noch die Werkstattkompanie unterrichten lassen und warten nun auf den Reparaturtrupp.

Endlich haben wir Zeit, eine Schlacht gegen unsere furchtbarsten Feinde zu schlagen: die Läuse. Wir ziehen uns zum ersten Mal seit Italien splitternackt aus. Alle sind von Kopf bis Fuß blutig gekratzt; beste Vorbedingung für die Krätzekrankheit und das Fleckfieber. Beim Waschen mit heißem Wasser brennt die Haut wie Feuer. Wir schlafen nachts nackt in unseren Pelzanoraks auf der Erde und hängen die Hemden und Unterhosen, die wir ausgekocht haben, draußen im Freien auf. Am nächsten Morgen ist die Wäsche in der grimmigen Kälte brettsteif gefroren. Ganz langsam und vorsichtig müssen Hemden und Unterhosen aufgetaut werden, damit sie nicht in Stücke brechen. Wir werden fast verrückt: Die Läuse haben das Kochen wie die Kälte überstanden, beginnen am Körper gleich wieder zu laufen. Von einer alten Bauersfrau borgen wir uns ein Bügeleisen. Wir machen es heiß und fahren die Nähte entlang. Das hilft. Wie leises MG-Feuer hört es sich an, wenn die Läuseeier zu Tausenden in den Nähten platzen; die ganze Bude stinkt säuerlich.

Es ist herrlich, wieder unter einem Dach schlafen zu können. Seit einem Monat haben wir alle Nächte bei klirrendem Frost in Schneelöchern zugebracht, die Kapuze tief über den Stahlhelm gezogen. Jetzt werden endlich wieder die Füße warm.

Von deutschen Einheiten ist weit und breit nichts zu sehen. Sobald man sich in einem Dorf befindet, das abseits der Rollbahn liegt, ist man von der Welt abgeschnitten und befindet sich praktisch im Niemandsland. Nun wird uns klar, welchen Spielraum die sowjetischen Partisanen haben.

In unserem Dorf leben fast nur Frauen. Sie kochen uns Riesentöpfe mit Quetschkartoffeln, zu denen wir Büchsenfleisch zugeben. Oder wir braten uns selber Berge von Kartoffelpuffern und essen, bis wir Bauchschmerzen haben. Eier besorgen wir uns, indem wir sie gegen Süßstoff eintauschen. Im übrigen kauen wir – wie die Ukrainer – den lieben langen Tag Sonnenblumenkerne, genannt „Stalinschokolade".

Die Kameraden sehnen sich alle heftig nach Deutschland. An ihre Zeit in Frankreich, in Flandern, in Italien haben sie gute Erinnerungen; aber vor den endlosen Weiten des Ostens graut es ihnen. Freiwillig würde keiner von ihnen bleiben. Meine Empfindungen sind anders. Das riesige Land ist gewiß bedrückend für uns Deutsche, aber die Einwohner, vor allem die mütterlichen Frauen, haben in ihrer natürlichen Würde, in ihrer freundlichen Zurückhaltung einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht.

Am 21. wird unser Fahrzeug endlich repariert. Abends treffen wir bei der Abteilung ein, die westlich Meleni im Kampf steht.

22.–24. Dezember 1943

Wir befinden uns in fester Stellung, zwanzig bis dreißig Kilometer südostwärts Korosten. Rechts neben uns liegen die 7. Panzerdivision und die 68. Infanteriedivision. Die beiden Panzergrenadierregimenter der LAH und die 1. Panzerdivision des Heeres haben gestern die Bahnlinie Korosten-Kiew überschritten und damit das gesteckte Ziel erreicht.

45 Tage dauerte die Angriffsschlacht unseres Panzerkorps. Von einer Zerreißung der deutschen Ostfront oder Einkesselung der Heeresgruppe Süd ist nicht mehr die Rede. Wir haben eine feindliche Heeresgruppe mit etwa 70 Großverbänden zurückgeschlagen. Aber das XXXXVIII. Panzerkorps mit seinen sechs bis sieben Divisionen stellt auch die Elite des deutschen Heeres dar. Unsere alten, langgedienten Soldaten sagen, daß es die schwerste

und blutigste Schlacht des ganzen bisherigen Krieges war. Nicht nur die Sowjets haben schwere Verluste gehabt.

Jetzt schlafen wir wieder nachts in unseren Schneelöchern; entweder einzeln in mannstiefen Panzerdeckungslöchern oder zu zweit in halbkreisförmigen MG-Stellungen. Man setzt sich zum Schlafen auf einen Munitionskasten, lehnt sich mit dem Rücken an die Schneewand und zieht die Pelzkapuze des Anoraks tief über Stahlhelm und Gesicht, so daß eine Art warmer Hohlraum vor Brust und Bauch entsteht, in den man die Hände steckt. Nur die Füße sind beim besten Willen nicht warm zu kriegen. Nach vier Stunden Schlaf wird man von einem Kameraden geweckt, zündet sich hinter vorgehaltenen Händen eine Zigarette an und starrt zwei Stunden lang stumm durch das monotone Schneetreiben zum Feind hinüber.

Am 23. morgens melde ich mich zur Verbindungsaufnahme beim Kommandeur der Aufklärungsabteilung der 68. Infanteriedivision, einem Rittmeister mit Ritterkreuz. Ich werde wie ein Bruder aufgenommen und mache einen kurzen Gegenstoß mit, bei dem wir eingebrochene Sowjets im Nahkampf aus der Stellung der Aufklärungsabteilung 68 werfen.

Als ich mich gerade beim Rittmeister wieder abgemeldet habe, geht die Tür der Bauernkate auf und herein tritt Rottenführer Bölke, einer der Trossknechte und Totschläger aus Italien, der mit den Lederbandagen. Er sieht mich, wird blaß und streckt mir schnell die Hand hin. Er hat Angst, denn er ist allein, und seit Brusilow habe ich in der Kompanie einen „Draufgänger"-Ruf. Ich ignoriere seine Hand.

Am Vormittag des 24. erhält jeder LAH-Mann das große Weihnachtspaket des Führers. Atika-Zigaretten, Rum-Arrak, Süßigkeiten, Wollsocken, Frontkämpferpäckchen: lauter Herrlichkeiten. Das Schönste ist ein kleiner Tannenbaum mit weißen Lichtern, der in jedem Paket steckt. Um 16 Uhr, als es dunkel ist,

stellen wir unsere Tannenbäume auf die Deckung und zünden die Lichter an. Tausende von kleinen Tannenbäumen leuchten jetzt an der Front vor Korosten. Die Iwans sind auf ihre Deckungen gestiegen und starren stumm zu uns herüber.

Kurz darauf wird unser Fahrzeug nach Shitomir in Marsch gesetzt; zur Überprüfung in der Werkstattkompanie. Gegen 20 Uhr sind wir da. Wir übernachten im Stadtzentrum in der 2 1/2 Zimmer-Wohnung eines ukrainischen Chefingenieurs. Hier kennt man kein „Heiligabend". Aber zwei von uns haben noch ihre Tannenbäume. Wir zünden die Lichter für die Kinder unserer Quartierleute an und beschenken sie mit Süßigkeiten. Der Mann, mit dem ich mich englisch unterhalte, haßt die Deutschen wie die Sowjets. Seiner Meinung nach hat Stalin in den zehn Jahren von 1928 bis 1938 etwa fünfzehn Millionen Menschen umgebracht, davon mindestens zwei Drittel Ukrainer. Von 1938 bis 1941 sei es ihnen aber gut gegangen, bis der Krieg kam. Er glaubt, daß der Massenmörder Stalin mit Hilfe der Amerikaner siegen wird.

Wir legen uns im Wohnzimmer zum Schlafen auf den Fußboden. Von der Front her dröhnt ab Mitternacht das dumpfe Wummern von Trommelfeuer.

25.–26. Dezember 1943

Von Shitomir verlegen wir in den Raum Iwriza, wo wir wieder zur Abteilung stoßen. Die Sowjets haben eine neue Großoffensive ausgelöst, und es heißt, daß sich die LAH der 3. sowjetischen Garde-Panzerarmee in den Weg werfen soll. Der feindliche Großangriff zielt, wie man uns erzählt, über Berditschew, unserem alten Ausladeraum, auf die rumänische Grenze bei Czernowitz. Deshalb ist die Leibstandarte in aller Hast bei Korosten herausgezogen und in den Raum südostwärts Shitomir geworfen worden.

Am 26. vereinigt sich unsere Abteilung mit dem Heeres-Kavallerieregiment Süd. Es ist das erste Mal, daß wir deutsche Kavallerie sehen. Kradschützen und Kavalleristen kämpfen nun Schulter an Schulter.

27.–28. Dezember 1943

Gemeinsam mit der Kavallerie greifen wir Tscherwonoje an und nehmen es.

Am 28. stürmt ein sowjetisches Regiment gegen unsere Stellungen vor Tscherwonoje. Zwei Dutzend T 34 begleiten den Angriff, der aber abgeschlagen wird. Unsere Aufklärungsabteilung, deren Gesamtstärke in Italien fast 1.000 Mann betrug, hat noch eine Grabenstärke von 75 bis 80 Köpfen. Mein sMG mit einer fast kompletten Besatzung von sechs Mann ist ein wichtiger Pfeiler in der nun entbrannten Abwehrschlacht um Berditschew.

29.–31. Dezember 1943

Die LAH-Aufklärungsabteilung, das Kavallerieregiment Süd und die Aufklärungsabteilung der 1. Panzerdivision des Heeres verteidigen gemeinsam den Ostrand von Berditschew. Die Verbände sind miteinander vermischt, die Stimmung ist überall wildentschlossen, aber die personellen Kräfte reichen bei weitem nicht aus.

Nachts versuchen die Sowjets in unsere Stellungen einzubrechen, werden aber im gemeinsamen Gegenstoß zurückgeworfen. Am Tage greift ein sowjetisches Bataillon vergeblich an. Um Mitternacht vom 31. Dezember 1943 zum 1. Januar 1944 springen wir in unseren Stellungen auf und veranstalten einen tollen Feuerzauber aus allen unseren Waffen: „Prosit Neujahr 1944!" Die Sowjets rühren sich nicht.

1.–6. Januar 1944

Die Aufklärungsabteilung der LAH und das Kavallerieregiment Süd beginnen eine gemeinsame Absetzbewegung aus dem Raum Berditschew nach Südwesten. Die Zusammenarbeit zwischen Kradschützen und Kavalleristen klappt fabelhaft, und zwar nach folgendem Muster: Kurz vor Mitternacht löst sich die Aufklärungsabteilung vom Feind und geht etwa fünf Kilometer zurück, wo wir uns erneut zur Verteidigung einrichten. Währenddessen hält die Kavallerie unsere alte Linie.

Morgens, gegen acht Uhr, kommen die Schwadronen auf unsere neue Stellung zugeritten und gehen hinter uns tagsüber in Ruhe. Zwei Stunden später sind die Sowjets da, und ab Mittag laufen sie gegen unsere neuen Stellungen an. In der Nacht darauf beginnt dasselbe Verfahren.

So geht es sechs Tage lang. Wir sind begeistert über diese „mot.hot"-Kombination. Aber ein Rückzug ist es doch.

An einem Vormittag nähert sich ein sowjetischer Sanka (Sanitätskraftwagen) unserer HKL (Hauptkampflinie). Er fährt ganz langsam, wie zur Parade, unsere Stellung ab. Da er Sanitätsfahrzeug ist, lassen wir ihn gewähren; ich lauere aber hinter meinem MG. Plötzlich bricht er scharf nach rechts ab, Richtung sowjetische Stellung, und gibt aufheulend Gas, daß der Schnee stiebt. Sofort schieße ich einen Gurt Dauerfeuer und bringe ihn zum Halten. Wir springen heran und reißen die Türen auf: In dem angeblichen Sanka ist eine komplette Funkstation. Der Fahrer ist tot. Die Besatzung und einen verwundeten sowjetischen Kapitän nehmen wir gefangen. Ich biete ihm eine Zigarette an, die er gierig raucht. Aus seinen Augen funkelt kalter Haß.

7. Januar 1944

Die Abteilung bezieht an einem Waldrand, direkt hinter dem Pelawaja-Bach, eine neue Abwehrstellung mit ausgebauten Bunkern und Panzerdeckungslöchern. Links von uns, bei Ssmela, liegt das Panzer-Pionierbataillon der LAH, rechts von uns, bei Podoroshna, eine Kampfgruppe der 208. Infanteriedivision. Bei einem Spähtruppunternehmen zur Verbindungsaufnahme stelle ich fest, daß diese „Kampfgruppe" nur Kompaniestärke hat.

Das Kavallerieregiment Süd verläßt uns. Noch einmal streicheln wir die braven Pferdchen und geben ihnen Zuckerstücke. Dann winken wir den Kavalleristen nach.

8. Januar 1944

Der Feind bricht mit einem Bataillon und zehn Panzern bei der „Kampfgruppe" der 208. I.D. ein. Jetzt ist unsere rechte Flanke offen.

Am MG, das neben einem Bunker auf Lafette steht, habe ich eine ernste Auseinandersetzung mit Schumann, meinem Schützen 2. Er ist wohl im „Blutrausch" und will unbedingt selbst auf die Iwans schiessen, die sich langsam, aber unaufhaltsam an unsere Stellung heranarbeiten.

9. Januar 1944

Zehn Minuten nach Mitternacht beginnen an der gesamten Pelawaja-Front, von Ssmela bis Podoroshna, sowjetische Massenangriffe. Tausende von Rotarmisten stürmen mit gellendem „Urräh! – Urräh!" gegen unsere Stellungen am Waldrand. Der russische Schlachtruf läßt einem das Blut in den Adern gefrieren.

Die 1. Kompanie hält, aber links und rechts erfolgen tiefe Einbrüche. Wir gehen langsam zurück. Der nächtliche Wald prasselt von Kampflärm. Plötzlich, mitten im Wald, kommt der

Befehl zum Gegenstoß. Also kehrt marsch. In gräßlichen Nahkämpfen, Mann gegen Mann, werden die Iwans, die nur Schritt für Schritt weichen, wieder zurückgetrieben. Wir bleiben aber an den Flanken umfaßt und müssen bald wieder zurück. Auf einer schmalen Lichtung, mitten im Wald, legt Oberscharführer Gottfried Reinhardt, unser neuer Zugführer, eine Abwehrlinie fest. Die Sache ist völlig unsinnig, denn wir stehen einer erdrückenden Übermacht gegenüber und können mangels Masse überhaupt keine „Linie" bilden. Aber Befehl ist Befehl.

Ich liege mit Schumann hinter dem MG und rauche nervös – hinter vorgehaltener Hand – Zigaretten. Zu den nächsten Kameraden links und rechts gibt es weder Sicht- noch Rufverbindung. Der Iwan könnte ganz ruhig durch unsere Stützpunktkette spazieren. Wir flüstern miteinander. Alle Stunde taucht Reinhardt, wie ein Gespenst, aus der Nacht auf. Gehauchte Meldung: „Keine besonderen Vorkommnisse, Oberscharführer!" Er huscht weiter, die Maschinenpistole schußbereit.

Als es hell wird, wimmelt es vor meinem MG, hinter den nächsten Bäumen, von schneeweißen oder olivgrünen Gestalten. Die Kerle sind bereits auf Handgranatenwurfweite heran. Ich schieße kurze Feuerstöße, bis Schumann mir ins Ohr schreit: „Nur noch ein Kasten Munition!" Als wir hinter unserer Dekkung, einem mächtigen Baum, aufstehen, stürmen die Russen mit „Urräh" auf uns zu. Wir müssen einen Ersatzlauf liegen lassen und Fersengeld geben. „Wir sind die Letzten! Die Kompanie ist längst weg", schreit Schumann im Laufen. Er grinst dabei. Offensichtlich hat man uns vergessen, als die Kompanie sich aus dem Wald absetzte. Die Iwans schießen uns nach, aber ihr Feuer liegt zu hoch und prasselt oben gegen die Baumstämme.

Als wir den Waldrand erreichen, sehen wir in achthundert Meter Entfernung einen Bahndamm, auf dem sich gerade die Reste der Kompanie zur Verteidigung festsetzen. Wir stolpern

atemlos zum Damm. Schumann besorgt allein Ersatzläufe und neue Munitionskästen, weil ich vor Schmerzen kaum mehr gehen kann. Seit Tagen schon sind meine Füße blutig gelaufen. Ich liege stöhnend hinter meinem MG und bin tief deprimiert. Brunner und Brinkmann sind verwundet, Muley ist beim Kompaniegefechtsstand. Mein MG-Trupp besteht noch aus Schumann und mir.

Den Bahndamm könnten wir gut halten, denn wir haben fabelhaftes Schußfeld. Wir sind aber bereits rechts umgangen. Gegen diese unvorstellbaren Massen feindlicher Infanterie ist eben nichts zu machen. Also weiter zurück, über eine unendlich scheinende, baumlose Schneefläche. In einer Art Panzergraben macht die ganze Abteilung halt. Alles wirft sich schweigend zu Boden. Mir fallen vor Übermüdung die Augen zu. Meine blutig gescheuerten Füße, die in den Winterstiefeln in Stroh stecken, das gegen die Kälte helfen soll, brennen wie Feuer. Schumann grinst mich an: „Große Scheiße".

Plötzlich heißt es: „Wir sind umfaßt. Wir müssen zurück." Alles steht mühsam auf und stapft durch den kniehohen Schnee einem Waldrand in der Ferne zu. Die gesamte Aufklärungsabteilung der LAH kann man mit einem Blick umfassen: zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann, die gleichgültig, langsam, in schlurfendem Schritt, die Waffen umgehängt, zurückgehen. Schumann stößt mich an, und ich blicke mich um: Klumpen von Rotarmisten springen in den Graben, den wir gerade verlassen haben. Das ganze Feld quillt über von weißen oder olivgrünen Gestalten. Ich habe solche Massen auf freiem Feld noch nie gesehen. Das muß ein ganzes Regiment sein, mindestens zweitausend Mann. Sie springen in dicken Linien auf den Grabenrand und schießen unter großem Geschrei, auf kürzeste Entfernung, stehend freihändig hinter uns her. Ich warte auf den Einschuß im Rücken, aber ich bin viel zu müde und kaputt, um

mich hinzuwerfen oder schneller zu laufen. Wir trotten weiter. Die Schießdisziplin der Russen ist so miserabel, daß auf diese lächerliche Entfernung nicht einer von uns getroffen wird.

Wie aus dem Boden gewachsen steht plötzlich der Abteilungskommandeur, Sturmbannführer Knittel, vor uns, baumlang, auf einen Knotenstock gestützt. Er faucht uns an: „Ihr wollt Leibstandarte sein?! Kehrt marsch!" Alles macht auf der Stelle kehrt und marschiert schweigend, in demselben gleichgültigen Trott, wieder auf den Graben mit den Iwans zu. Ich schieße im Gehen aus der Hüfte, und Schumann wechselt die Trommeln. Ich weine leise vor mich hin; die Schmerzen an den Füßen überwältigen mich. Die Iwans türmen in hellen Haufen, und wir werfen uns total erschöpft in den alten Graben, den wir gerade verlassen hatten.

Gegen 22 Uhr setzen wir uns ohne Feindberührung an den nächsten Waldrand ab.

10. Januar 1944

Am frühen Morgen dringt die sowjetische Infanterie, dick zusammengeklumpt, in den Wald ein. Ich kniee hinter einem Baum, habe das MG auf Schumanns Schulter gelegt, der das Zweibein mit beiden Händen eisern festhalt. Meine kurzen Feuerstöße fahren in die Pulks der „Urräh" schreienden Russen. Ich mache mit fliegenden Händen Laufwechsel, und die Rotarmisten springen unter lautem Geschrei von Baum zu Baum näher. Sie wollen uns einkreisen und fordern uns auf, uns zu ergeben. Mein MG schießt wieder, und das verschafft uns Luft. Ich höre Schumann lachen: „Wir sind wieder mal allein." Die Kompanie muß geworfen sein. Aber ich kann nicht zurückgehen; jeder Schritt bedeutet Höllenschmerzen an meinen Füßen. Ich will hier sterben; doch nicht so schnell, denn wir haben noch einen Haufen

Munitionskästen neben unserem Baum. Ich gehe zu Einzelfeuer über, und nun trifft jeder Schuß auf die paar Meter Entfernung. Ich feuere jetzt im Stehen aus der Hüfte, während Schumann, der ebenfalls aufgesprungen ist, wie ein Wahnsinniger brüllt und mit Handgranaten um sich schmeißt: „Los, kommt ran! Wir reißen Euch den Arsch bis zum Stehkragen auf..." Plötzlich hören wir in unserem Rücken ein kurzes „Hurra": Untersturmführer Coblenz, die Maschinenpistole im Arm, führt unsere Kompanie durch den Wald zum Gegenstoß. Die Iwans hauen ab, und der Waldrand ist wieder in unserer Hand. Schumann gibt mir Feuer für meine Zigarette. Ich gucke diesen fränkischen Bauernsohn an. Seine Hände zittern nicht, und er grinst über das ganze ungehobelte Gesicht.

Coblenz befiehlt, daß ich mich sofort zum Hauptverbandsplatz zu verfügen habe. Schumann übernimmt das MG. Mir ist alles egal. Ein Fahrzeug bringt mich nach Morosowka, wo mir die Stiefel abgeschnitten und die Füße verarztet werden. Von dort geht es weiter in die große Ortschaft Ulanow, wo ich beim Gefechtstross der Leibstandarte lande.

Seit Heiligabend schlafe ich zum ersten Mal wieder in einem Haus, unter einem Dach.

11.–12. Januar 1944

In Ulanow liegen die Gefechtstrosse eines Korps des Heeres, der LAH und zweier Infanteriedivisionen. Auf den Straßen ist ein Betrieb wie auf dem Kurfürstendamm. Es wimmelt von Etappenkriegern, von Spießen, Feldwebeln, Tross-Unteroffizieren und Obergefreiten aller Waffengattungen. Von meinem Fenster aus sehe ich auf das Gewimmel. Ich habe den Eindruck, daß auf einen Mann in der Stellung mindestens vier Trossknechte in der Etappe kommen.

Am 12., in aller Herrgottsfrühe, gibt es Panzeralarm. Bei einer Kampfgruppe der 68. Infanteriedivision ist ein Pulk von zwanzig T 34 durchgebrochen und in vollem Anrollen auf Ulanow. Unser Waffenunteroffizier schleppt mich auf dem Rücken zu seinem LKW, dann gibt er Vollgas und rast davon.

In diesem LKW erlebe ich in den nächsten zwei Stunden ein unglaubliches Schauspiel: Hunderte von bespannten und motorisierten Trossfahrzeugen flüchten in Panik aus Ulanow nach Süden und behindern sich gegenseitig auf der Rollbahn. Es ist ein unbeschreibliches Chaos, und ich frage mich, was die Feldgendarmerie eigentlich treibt. Als von Ulanow trockene Panzerabschüsse herüberbellen, fahren Dutzende von LKW völlig kopflos auf einen zugefrorenen See neben der Rollbahn und verkeilen sich dort. Alles schreit und tobt gegeneinander. Die Trossknechte spielen verrückt. Ich bin sicher, daß man sich vorne um diesen durchgebrochenen Panzerpulk nicht viel Kopfschmerzen macht. Panzer ohne Infanterie können bei den rückwärtigen Stäben ein Tohuwabohu anrichten; aber sonst bedeuten sie eigentlich gar nichts.

Inzwischen vernichten zwei Tigerpanzer der Leibstandarte am Ortsrand von Ulanow fünf T 34. Die anderen drehen schleunigst ab. Nach zwei Stunden sind wir wieder in unserem Quartier, und alle tun so, als ob nichts gewesen wäre.

Nun habe ich von der Etappe genug. Ich humple mühsam zu einer mot. Vierlingsflak der LAH, die nach vorn fährt, und darf aufsitzen. Am Nachmittag bin ich Gott sei Dank wieder bei meiner Kompanie, die immer noch am Waldrand südostwärts Ssmela in Stellung liegt.

Schumann lacht, als er mich heranhumpeln sieht, und übergibt mir das MG. Wir machen gleich zusammen Waffenreinigen.

13.–23. Januar 1944

Wir halten zehn Tage lang die Pelawaja-Front. Unser Panzerregiment verfügt nur noch über zwei Dutzend Panzer, unsere Sturmgeschützabteilung hat noch ein Dutzend einsatzbereite Fahrzeuge. Die Aufklärungsabteilung hat Ersatz bekommen, keine 100 Mann, aber unsere Gefechtsstärke soll wieder fast dreihundert Köpfe betragen.

Untersturmführer Coblenz sagt, daß die Abteilung noch insgesamt 30 Maschinengewehre und 10 Pakgeschütze à 7,5 cm hat. Der Frontabschnitt der Abteilung beträgt drei Kilometer. Auf 100 Meter Front kommen also zehn Kradschützen und ein MG. Aber alle 300 Meter steht ein 7,5-Pakgeschütz, und damit sind wir panzersicher. Daß unserer Abteilung eine sowjetische Schützendivision mit etwa 3 000 Mann Infanterie gegenüberliegt, läßt uns kalt.

Die Großoffensive der Sowjets, die am 24. Dezember begann, ist gestoppt. Der Russe hat in einem Monat etwa 90 Kilometer Boden gewonnen; Shitomir und Berditschew sind verlorengegangen. Am 9. und 10. Januar wackelte unsere Abwehrfront. Aber seitdem steht sie.

Die Sowjets greifen in diesen Tagen hin und wieder in Bataillonsstärke an und werden leicht abgewiesen. Nachts hocken wir in unserem Erdbunker, schreiben Feldpostbriefe nach Hause, und das Heimweh zerreißt mir die Brust.

Am Abend des 23. löst uns die 371. Infanteriedivision in unseren Stellungen ab.

24.–29. Januar 1944

Die Division befindet sich in Ruhe. Beschäftigung: Essen, Schlafen, Läuseknacken, Strümpfestopfen, Waffen- und Fahrzeugreinigen.

Die Leibstandarte hat zweieinhalb Monate ununterbrochen im Großkampf gestanden; eineinhalb Monate im Angriff und einen Monat in der Verteidigung. Das Zerreißen der deutschen Ostfront und die Einkesselung der Heeresgruppe Süd sind verhindert worden. Aber die Verluste waren schwer. Unsere Kompanie hat noch eine Grabenstärke von 36 Mann. Am schlimmsten stellt sich die Fahrzeugfrage. Mein Kfz. 70 ist der einzige, der noch im 4. Zug vorhanden ist. Schwimmwagen sind zu einer Rarität geworden, und Ersatz ist nirgends in Sicht. Jeder fühlt sich als Einzelkämpfer dem Gegner weit überlegen. Aber das materielle Ungleichgewicht wird allmählich erdrückend. Wir kämpfen, in allen Belangen, jetzt etwa im Verhältnis 1:5; das gilt für die Gefechtsstärke der Infanterie ebenso wie für das Zahlenverhältnis der deutschen und sowjetischen Panzerwaffe. Vor allem an Artillerie sind uns die Iwans turmhoch überlegen. Aber das Entscheidende sind gar nicht die Massen an sowjetischer Infanterie; auch nicht ihre zahllosen Panzerpulks. Damit werden wir irgendwie fertig. Das Problem für uns liegt im krassen Unterschied der Motorisierung. Unser Ostheer geht praktisch zu Fuß, wie im 1. Weltkrieg, und die paar Panzerdivisionen werden schnell verschlissen. Nur fünfzehn Prozent aller deutschen Verbände an der Ostfront, sagt Coblenz, sind überhaupt motorisiert oder gepanzert. Die Sowjets dagegen werfen ihre Reserven motorisiert von einem Schwerpunkt zum anderen. Unser höchster Traum ist es, dreiachsige Studebaker-Lastwagen zu erbeuten, die die Amerikaner den Russen in Massen geliefert haben.

Der Kommandierende General des XXXXVIII. Panzerkorps, General Balck, der uns zweieinhalb Monate lang geführt hat, lädt 200 Frontsoldaten, die in dieser Zeit Auszeichnungen bekommen haben, für zwei Tage zu seinem Korps-Gefechtsstand ein. Er dankt uns mit einer kurzen, knappen Ansprache für den Einsatz.

Dann geht es zum Entlausen und zum heißen Duschen; jeder bekommt frische Unterwäsche. Ein Festessen, dann Filmvorführung („Münchhausen" mit Hans Albers). Zwei herrliche Tage mit Briefschreiben nachhause, Ausschlafen in weiß bezogenen Betten, noch ein Spielfilm und zum Schluß ein großartiger Kameradschaftsabend. Alles sitzt gemütlich durcheinander: 1., 7. und 19. PD, Leibstandarte und „Das Reich", 2. Fallschirmjäger und die 68. Infanteriedivision; der General neben dem Gefreiten. Die Alkoholika fließen in Strömen. Zum Schluß stehen sich die Männer der Leibstandarte und die der 7. Panzerdivision mit geballten Fäusten gegenüber, jeder fest davon überzeugt, daß seine Division die beste der Großdeutschen Wehrmacht ist. Die homerische Redeschlacht droht in eine solenne Prügelei auszuarten. General Balck tritt dazwischen und lobt „die beiden besten Divisionen des deutschen Heeres". Die Spannung löst sich in Umarmungen auf, und so zieht alles brüderlich in die Unterkünfte. Am nächsten Morgen geht es wieder zur Einheit.

30. Januar 1944

Die Aufklärungsabteilung startet ein motorisiertes Großunternehmen gegen Partisanen.

Wir umfahren ein riesiges Waldgebiet südlich Morosowka, in dem versprengte Teile von drei sowjetischen Schützendivisionen stecken sollen. Nichts ist zu sehen. Endlich sitzt die Kompanie ab und dringt zu Fuß auf einer breiten Schneise in den Wald ein. Sofort wird es links und rechts hinter den Bäumen lebendig. In dicken Haufen rennen die Partisanen davon. Es sind solche Massen, daß Schießen überhaupt keinen Sinn hat. Hinter einer Wegbiegung treffen wir auf ein bespanntes 12,7 cm-Geschütz. Die Bedienung flüchtet, als sie uns sieht, läßt Geschütz und Gäule im Stich. Nach weiteren hundert Metern erbebt der Wald

plötzlich von „Urräh"-Geschrei. Die Partisanen, die sich gesammelt haben, drängen links und rechts der Schneise vor und versuchen, uns den Rückweg abzuschneiden. Wir müssen schleunigst abhauen, wenn wir in diesem feindlichen Meer nicht untergehen wollen. Während meine Kameraden hinter mir das Geschütz unbrauchbar machen, halte ich die Partisanen mit meinem MG, aus der Hüfte schießend, in Schach. Schumann betätigt sich wieder als Handgranaten-Experte. Dann rennen wir die Schneise zurück und verlassen fluchtartig den Wald. Draußen, im Freien, bei unseren Fahrzeugen, sind wir sicher, denn die Partisanen kommen nicht nach. Alles meckert über den Blödsinn, einen motorisierten Verband gegen Partisanen im Wald einzusetzen. Immerhin, die Abteilung macht knapp 1.000 Gefangene.

31. Januar 1944

Ich bekomme, ganz überraschend, meinen ersten Fronturlaub und nehme Abschied von Schumann und meinem MG. Mir ist mulmig zumute, als ich meine Kompanie verlasse. Ich mache mich auf den Weg nach Hause, nach Posen. Aber was wird aus meiner Division werden? Die Gefechtsstärke sämtlicher Einheiten ist – im Vergleich zu Anfang November – fast auf zehn Prozent abgesunken.

1. Februar – 10. März 1944

Endlose Fahrt in überfüllten Urlauberzügen nach Westen. Die Atmosphäre ist nicht begeisternd. Die Masse der Landser von Heer und Luftwaffe verfügt nicht mehr über den alten Kampfgeist. Die Stimmung ist ganz anders als bei den Divisionen der Waffen-SS oder bei den Panzer- und Fallschirmjägerdivisionen. Es handelt sich nicht um Defaitismus wie 1918. Keiner schimpft auf die Offiziere oder meckert über die Führung. Aber es breitet

sich allmählich eine „Leck-mich-am-Arsch-Stimmung" aus. Die „Kurve kriegen", also am Leben bleiben und den Augenblick genießen, diese Parole ist Trumpf.

In Lemberg große Vergasungsaktion. Alle Uniform- und Wäschestücke müssen abgeliefert werden. Sie gehen in Gaskammern, in denen sie mit Blausäuregas gegen Läuse und Fleckfieberbazillen behandelt werden. In der Zwischenzeit stürzt alles mit Geheul unter die heißen Duschen und schmiert sich die Haare an Beinen und Armen mit dem scharfbrennenden Kuprex gegen Filzläuse ein. Die entlausten Uniformen haben einen bräunlichen Schimmer bekommen und riechen süßlich nach Blausäuregas. Ich bin froh, daß ich keinen feldgrauen Mantel besitze, sondern meinen geliebten Pelzanorak wieder anziehen kann. Die Tarnmütze dazu, ein roter Seidenschal um den Hals, die dicken wattierten Hosen und das erbeutete russische Offizierskoppel mit Pistole: für jede Heeresstreife muß mein unmilitärischer, zigeunerhafter Aufzug eine schwere Provokation sein. Es wird ein Riesenspaß für mich in diesem Urlaub, auf die wütenden Fragen der Streifen-Offiziere, von welchem „Sauhaufen" ich denn sei, mit unbewegter Miene zurückzuschmettern: „Leibstandarte Adolf Hitler, Herr Hauptmann!"

Zu Hause, in Posen, finde ich mich nur mühsam zurecht. In den ersten Nächten schlafe ich auf dem Fußboden, was bei meiner Mutter Mitleidstränen auslöst. Aber ich kann mit dem ungewohnten weichen Bett nicht klarkommen. Überhaupt bemerke ich, wie wenig uns der ganze Zivilisationsklimbim an der Front gefehlt hat. Nur das elektrische Licht, das ich zum ersten Mal nach einem Jahr wieder mit einem einzigen Griff einschalten kann, ist eine Wohltat. Lesen, Lesen, Lesen: Knut Hamsun und Bruno Brehm. Für Mutti lasse ich mich photographieren.

Von meinen Freunden und Klassenkameraden ist niemand in der Stadt; alle sind bei ihren Truppenteilen. Meine große Pennälerliebe, Irene Ingelewitsch, die inzwischen noch rassiger, noch slawischer aussieht, hat nur Stadtklatsch zu bieten, der mich anödet. Mein geliebtes Posen ist mir fremd geworden. Mir wird schlecht beim Anblick unübersehbarer Massen von Etappenkriegern. Erst nach zwei Wochen Urlaub erfahre ich, daß mein bester Freund, Karl v. Voigt, z.Zt. als Fähnrich des Heeres auf der Kriegsschule Posen ist. Große Wiedersehensfeier im Café „Schwan". Karlchen setzt sich an den Flügel und singt unseren Leib- und Magen-Schlager: „Einmal wirst Du wieder bei mir sein..."

Ich habe viel Zeit zum Lesen und zum Nachdenken. Auf einmal erinnere ich mich daran, daß ich ja immer Journalist werden wollte. Also fahre ich mit dem D-Zug nach Berlin und gehe dort auf eigene Faust zur Kriegsberichter-Standarte der Waffen-SS, die in Wannsee garnisoniert. Nachdem ich meinen Fronturlaubsschein der Leibstandarte vorgelegt habe, veranstaltet ein Obersturmführer der PK mit mir eine Aufnahmeprüfung. Ich komme in ein Tonstudio und muß als erstes einen Zeitungsartikel, eine Betrachtung zur militärpolitischen Lage, verlesen. Dann werde ich aufgefordert, in möglichst spannender oder unterhaltsamer Form vor dem Mikrophon meinen Lebenslauf zu erzählen. Schließlich entwirft der Obersturmführer eine fiktive Gefechtslage an der Ostfront, über die ich aus dem Stegreif eine Frontreportage sprechen muß.

Als ich mich abmelde, schüttelt mir der Obersturmführer kräftig die Hand: Ich hätte „mit Glanz und Gloria" bestanden und würde bald von ihnen hören. Trotzdem komme ich mir irgendwie albern vor.

Ich besuche Oma und Opa. Mein Großvater ist ein verbitterter Mann. Sein Haß auf den Führer, den er nur „den Scheißer" nennt, und auf die bösen „Nazis", die an allem schuld sind, kommt mir schon fast verrückt vor. Meine Oma macht mir hinter seinem Rücken begütigende Handzeichen, als ich scharf widersprechen will. Tief betroffen bin ich, als der Großvater mir erzählt, wie im März oder April vorigen Jahres die Berliner Juden aus ihren Wohnungen geholt wurden. Auch der Hausbesitzer Blum, mit dem Großvater befreundet war und der aus dem 1. Weltkrieg das EK I trug. Opa faßt mein EK an und klopft mir auf die Schulter: „Du kannst ja nichts dafür, mein Junge. Aber die Juden, die kommen alle nach dem Osten, ins KZ..."

Auf der Rückfahrt von Berlin nach Posen geht mir die Sache mit Herrn Blum lange nicht aus dem Kopf. Schon vor fünf Jahren, 1939, hat Großvater mich angeschrien, als Herr Blum zum Gestapo-Verhör mußte. Ich werde nie verstehen, wie man so mit tapferen Frontsoldaten des 1. Weltkrieges umgehen kann.

Eines Abends gehe ich mit meinem Vater in das Hotel „Ostland", das vornehmste Restaurant Posens. Wir speisen ohne Marken, von einem Ober im Frack augenzwinkernd bedient. Ein elegantes Paar betritt den Raum und nimmt drei Tische weiter Platz. Der Herr in Zivil ist Untersturmführer Coblenz, mein Kompaniechef. Nach einiger Zeit mache ich meinen Vater flüsternd auf ihn aufmerksam. Mein alter Herr ist perplex darüber, daß ich meinen Kompanieführer weder grüße noch zu ihm an den Tisch eile. Ich überlege, ob ich ihm von den Prügelorgien in Italien erzählen soll, lasse es aber bleiben.

Das Verhältnis zu Vater ist überhaupt etwas abgekühlt. Er hat meine Mutter und die gemeinsame Wohnung verlassen. Ich hüte mich Partei zu beziehen oder vorschnelle Urteile abzugeben. Doch jetzt wird mir erst bewußt, wie glücklich die Atmosphäre im Elternhaus war. Mutter und Vater, die beide 21 waren, als ich zur Welt kam, empfand ich als Freunde, als Kameraden. Unsere herrlichen Tischgespräche zu dritt vermisse ich sehr.

Je länger der Urlaub dauert, desto mehr sehne ich mich zur Kompanie zurück. Wenn ich am Klavier sitze und spiele, sehe ich sie alle vor mir: Helmut Schulz, Gerd Bremer, Fritz Bügelsack, Kurt Lindenhahn, Schumann, Hammermeier, Bernhard, Häfele; die Toten und die Lebenden. Das ganze Getue und Getriebe im Hinterland erscheint mir gespenstisch. Nur das Geschehen an der Front hat einen Sinn.

11.–27. März 1944

Die Rückfahrt nach Osten ist qualvoll. Das geistlose Gequatsche der Landser im Zugabteil macht mich rasend. Außer Ver-

pflegung und Thema Nr. 1 (Weiber) scheint sie nichts zu interessieren.

In Lemberg, wo es auf den Straßen von schönen blonden Polinnen wimmelt, holt ein LKW die paar LAH-Urlauber ab, und dann geht es in die südöstliche Ecke des polnischen Generalgouvernements, in den Raum Sniatyn, wo wir am 20. März eintreffen. Hier liegen in einem langgestreckten Dorf die Gefechtstrosse der Leibstandarte. Ich erfahre, daß die Division soeben im Raum Kamenez-Podolsk eingeschlossen wurde und daß es kein Durchkommen zu ihr gibt.

Die Leibstandarte hat, während ich in Urlaub war, tatkräftig an der Befreiung des Kessels von Tscherkassy mitgewirkt. Die Grenadiere und Kradschützen der Division stürmten, teilweise barfuß im Schneematsch, mit Unterstützung eines einzigen „Tigers" gegen die sowjetische Einschließungsfront und brachen sie auf. 35.000 Mann konnten sich retten, darunter die Kameraden der Panzerdivision „Wiking". Jetzt ist die Leibstandarte – zusammen mit anderen Divisionen – selbst in die Umklammerung geraten. Sie befindet sich in einem Kessel, der langsam nach Westen wandert und sich nach allen Seiten gegen die Sowjets wehrt. Ich denke sehnsüchtig an mein MG und an meine Kameraden. Der Gedanke an die eingeschlossene Division macht mich fast verrückt.

28.–31. März 1944

Nach tagelangem Betteln setze ich es durch, daß ich mit einem MG 42 und einer Gruppe von zehn Mann aufbrechen darf, um mich auf eigene Faust zur Division durchzuschlagen. Ein halbleerer LKW nimmt uns mit, Richtung Osten. Nach Kamenez-Podolsk und bis zum Dnjestr sind es etwa zweihundert Kilometer. Durch zurückgehende Trosse werden wir aber immer mehr

zur rumänischen Grenze abgedrängt. Nordostwärts Czernowitz bei Hotin, stoßen wir auf eine Rollbahn, die mit Tausenden von Trossfahrzeugen des Heeres und der Luftwaffe verstopft ist. Alles flieht in heller Panik. Sowjetische Panzer sollen die Front durchbrochen haben und im Vorgehen auf Czernowitz sein. Ich muß an meine Erlebnisse in Ulanow denken. Das Tohuwabohu ist hier noch hundertmal größer. Wir haben den Eindruck, daß sich die deutsche Ostfront auflöst. Man sieht weder Kampfeinheiten noch Feldgendarmerie. Das Chaos von Flucht und Feigheit ist unbeschreiblich. Unser LKW fällt aus.

Ich schlage mich mit meinem Trupp nach Czernowitz durch, um von dort einen Rückweg zur LAH zu suchen. Wir übernachten in einer leerstehenden Bürgerwohnung; die Bevölkerung der Stadt flieht nach Süden, nach Rumänien hinein.

Nachts liege ich schlaflos. Die Bilder vom großen Frontdesaster wollen nicht verblassen. Ich mache mir keine Illusionen über die verbliebene Kampfkraft des deutschen Ostheeres. Die Gefechtsstärke beträgt dreißig Prozent der Gesamtstärke. Und der Iwan rennt mindestens mit einer fünffachen Übermacht an. Jetzt steht er an der rumänischen Grenze. Bis zu den Erdölquellen oder bis zur oberschlesischen Grenze sind es bestenfalls noch 400 Kilometer. Die Ostfront darf jetzt keinen Kilometer mehr zurückweichen! Aber wie soll das gehen angesichts der Stärkeverhältnisse? Meine einzige Hoffnung ist, daß Anfang Mai endlich die große Invasion der Angloamerikaner im Westen kommt, auf die wir alle lauern. Ich möchte dabei sein, wenn die Westallierten ins Wasser fliegen! Wenn die Ostfront bis dahin hält, dann könnte Anfang Juni das Ostheer wieder kampfkräftig dastehen, in neuer Abwehrkraft, mit sämtlichen Panzerdivisionen, die wir haben.

Am nächsten Morgen klingelt es an der Tür, und als ich öffne, drängen sich Dutzende rumänischer Juden im Treppenhaus: Männer, Frauen, Kinder. Die Väter flehen mich auf den Knien

an, ihre Familien mit nach Süden zu nehmen, denn ohne militärische Begleitung dürfen sie die Stadt nicht verlassen. Sie zittern vor dem Einmarsch der Sowjets und bieten mir dicke Geldbündel in rumänischer Währung an. Die Frauen brechen in Tränen und Geschrei aus, als ich ihnen sage, daß wir selbst kein Fahrzeug und keinen Marschbefehl haben.

Am Stadtrand von Czernowitz spreche ich mit einem Hauptmann der Feldgendarmerie. Er rät uns, sofort nach Süden und dann scharf nach Westen zu marschieren, um irgendwo die Karpaten zu überschreiten und nach Lemberg zur LAH zu kommen. Täten wir das nicht, kämen wir in irgendein Marschbataillon. Die Vorstellung, zu einer fremden Einheit zu kommen, macht uns Beine.

1.–10. April 1944

In gefechtsmäßiger Schützenreihe verlassen wir tief deprimiert den Hexenkessel von Czernowitz und marschieren ohne Karte und Kompaß nach Süden. Da wir keine Verpflegung haben, sind wir darauf angewiesen, ab und zu bei armen rumänischen Bergbauern etwas Brot und etwas Milch zu kaufen. In Radautz erreichen wir einen Eisenbahnzug mit deutschen Verwundeten und Versprengten. Bald wird uns klar, daß es sich um Hunderte von Trossknechten und Drückebergern handelt. Von irgendeiner Ordnung ist keine Rede; nirgendwo ist ein Offizier zu sehen. Wir igeln uns in unserem Abteil ein.

Der Zug dampft über Klausenburg und Budapest nach Wien. Wir entfernen uns immer weiter von der Division; aber wir wollen um keinen Preis bei einer zusammengewürfelten Marscheinheit landen. Dafür müssen wir tagelangen Hunger in Kauf nehmen. Wir sind ja keiner regulären Einheit angeschlossen.

10.–20. April 1944

Am 10. April kommen wir in Wien an und melden uns bei der nächstbesten Dienststelle der Waffen-SS. Wir erfahren, daß Czernowitz noch am Abend unseres Abmarschtages in die Hände der Sowjets gefallen ist und daß die LAH vor zwei Tagen – zusammen mit den anderen Divisionen – nach Westen ausbrechen konnte. Großer Jubel: die Leibstandarte ist frei.*

Wir müssen ein paar Tage in Wien auf unseren Marschbefehl warten. Am 15. April, meinem 19. Geburtstag, gehe ich abends ins Burgtheater, von dem ich schon soviel gehört und gelesen habe. Danach begleite ich eine anschmiegsame Rotkreuzschwester, die ich in der Pause kennengelernt habe, nach Hause. Wir trinken ein Glas Wein, halten uns bei den Händen und hören das Lied von der Lili Marleen.

Am nächsten Morgen versammelt sich ein Haufen LAH-Versprengter und -Verwundeter in einem Eisenbahnabteil. Während der Zug nach Nordwesten dampft, wird bekannt, daß unser Marschziel in Flandern liegt. Flandern! Jetzt geht es also gegen die Tommies! Mit einem Schlag schmettert der Gesang los: „It's a long way to Tipperary, it's a long way to go". Fäuste, Stiefel, Stahlhelme und Seitengewehre hämmern dazu den Marschtakt: „It's a long way to little Mary..." Zwei angebrochene Rotweinflaschen machen im Abteil die Runde. Und dann, auf einmal, steigt unser altes LAH-Lied:

* Doch was hat der fünfmonatige Abwehrkampf gekostet! Beispiel: das 2. Panzergrenadierregiment der „Leibstandarte". Am 10.11.1943 betrug die Verpflegungsstärke 2.925 Mann. Bis 10.4.1944 betrugen die Gesamt-Ausfälle 2.714 Mann. Und so sah es bei der gesamten Division aus: Die 1. SS-Panzerdivision „Leibstandarte" hat sich in diesen fünf Monaten der großen Abwehrschlacht aufgeopfert, hat sich regelrecht verblutet.

„Ja, das ist die Garde,
die unser Führer liebt, so liebt:
seine Leibstandarte, die da stirbt,
doch sich nicht ergibt."

Am 20. April treffen wir in Turnhout, unweit Antwerpen, bei der Anlaufstelle unserer Division ein. Wir sind – endlich – wieder zu Hause.

Teil II
DAS DESASTER

„Nein, ich liebe mein Vaterland nicht,
wenn Liebe heißt, es nicht zu tadeln."

Albert Camus

Die ersten beiden Monate nach Kriegsende verbrachte ich als Verwundeter im improvisierten Feldlazarett Ladelund bei Leck, unweit der deutsch-dänischen Grenze. Es war dies die Zeitspanne vom 15. Mai bis 15. Juli 1945. Die Verwundeten – Angehörige des Heeres, der Waffen-SS und der Luftwaffe – lebten in Baracken des Reichsarbeitsdienstes. Sie hungerten erbärmlich. Die Versorgung, die bis Kriegsende funktioniert hatte, brach unter der britischen Besatzungsmacht völlig zusammen. Der Landserspruch „Es lebe der Krieg, der Friede wird furchtbar" erfuhr eine makabre Bestätigung.

Ich lag in einem Zimmer mit Hauptmann Leyhe, Leutnant Stelzer und Oberfähnrich Klaiber, mit denen ich schon im Lazarettzug zusammen gewesen war. Der Hunger wühlte in den Gedärmen. Stelzer und Klaiber, die laufen konnten, machten weite Bettelgänge zu den schleswig-holsteinischen Bauern der Umgebung und kamen immer wieder mit leeren Händen zurück. Hauptmann Leyhe wütete:

„Wo bleibt denn da die vielbeschworene Volksgemeinschaft?!" Stelzer und Klaiber berichteten, auf vielen Rundfunkempfängern oder Vitrinen der Bauernstuben könne man jetzt dänische Fähnchen entdecken. Leyhe wieherte: „Wahrscheinlich genau da, wo vor Wochen noch die Hakenkreuzfähnchen standen!"

Die Briten beschränkten sich darauf, das Barackenlager mit Panzerspähwagen zu umkreisen. Die militärische Disziplin im Lager war intakt, die Landser grüßten vorschriftsmäßig. Eines Tages hieß es jedoch, die Mannschaften weigerten sich, in Zukunft die Kaffeekannen, die morgens und abends ausgegeben wurden, für das sogenannte Offizierszimmer heranzuschleppen. Ich steckte mir meine Kriegsauszeichnungen an die Brust und humpelte an beiden Stöcken zur großen Mannschaftsbaracke. Als ich eintrat, erhob sich niemand. Zweihundert Augenpaare musterten mich mißtrauisch. Ich bat um Feuer für die letzte

Zigarette, die ich noch besaß, und sagte: „Ich als Angehöriger der Waffen-SS finde das Bedienen von Offizieren albern; so etwas gab es bei uns nicht. Aber darum geht es gar nicht. Es geht darum, den Briten ein Bild unserer Kameradschaft zu zeigen, ihnen immer wieder durch unser Verhalten klar zu machen, daß die Wehrmacht die bessere Armee war... Ist das klar?" Als ich die Baracke verließ, schrie ein Oberfeldwebel der Luftwaffe „Achtung!", und alles sprang auf, wie ein Mann. Von da an spielte das Thema des Kaffeeholens nie mehr eine Rolle.

Überhaupt: von Erscheinungen à la 1918 war keine Rede. Weder gab es Soldatenmeutereien noch Haß zwischen Offizieren und Mannschaften. Auch unter den verschiedenen Waffengattungen – Heer, Waffen-SS, Luftwaffe, Kriegsmarine – entstanden niemals Reibereien. Die waffenlose Großdeutsche Wehrmacht zeigte selbst in den Phasen furchtbarsten Hungers und schlimmster Demütigungen eine beeindruckende Konsistenz.

Am 15. Juli 1945 wurde ich in das Behelfslazarett Schleswig verlegt, in dem ausschließlich Angehörige der Waffen-SS zusammengefaßt wurden. Es war das erste Mal, daß die Männer der Waffen-SS eine Sonderbehandlung erfuhren, daß man sie von den Kameraden der übrigen Wehrmachtsteile trennte. In einem dramatischen Verhörgespräch, das sich auf Schloß Gottorp zwischen Captain Brown vom „Intelligence Service" und mir abspielte, wurde klar, was der Waffen-SS bevorstand: Brown erklärte mir, SS-Leute seien keine normalen Kriegsgefangenen, sie würden pauschal als „Kriegsverbrecher" und als „Nazi-Banditen" behandelt werden. Man beschlagnahmte mein Soldbuch der Wehrmacht, mein kleines Front-Tagebuch und meine Barschaft in Höhe von 120 Mark. Die Konfrontation endete damit, daß ich Captain Brown die militärische Ehrenbezeigung verweigerte, mit der Begründung, wenn wir Verbrecher seien, brauchten wir auch niemanden zu grüßen.

Der Zusammenstoß führte zu einem grundlegenden Wandel in meiner Einstellung. Den arroganten Besatzern gegenüber irgendwelche deutschen Offiziersallüren oder ein Kavaliers-Verhalten an den Tag zu legen, schien mir gänzlich verfehlt. Briten, Franzosen, Amerikaner wie Sowjets waren in meinen Augen brutale Okkupanten, die nur auf der Basis militärischer Gewalt in Deutschland herrschten, und die ich niemals als Autoritäten für mich anerkennen konnte. Mein Instinkt sagte mir, daß jedes Beharren auf der traditionellen deutschen „Offiziersehre" von dieser Art von Siegern mitnichten honoriert werden würde. Von nun an behielt ich grundsätzlich eine Hand in der Hosentasche, wenn ich mit einem von ihnen sprach, verhielt mich damit so, wie es die Angloamerikaner selber taten: flegelhaft.

Das demonstrierte ich sogleich in dem kleinen holsteinischen Städtchen Kropp, in das wir von Schleswig aus verlegt wurden. Mitten auf dem Marktplatz war von den Briten ein Gefangenenlager mit Zelten und Stacheldrahtrollen improvisiert worden, in dem zweihundert Mann aus den verschiedensten Waffen-SS-Divisionen eingesperrt wurden. Deutscher Lagerkommandant wurde mein Freund Untersturmführer (Leutnant) Botho Kattoll, ein gebürtiger Ostpreuße, Jahrgang 1919, der Nachrichtenoffizier in der 23. SS-Panzergrenadier-Division gewesen war und den ich in Schleswig kennengelernt hatte. Er ließ alles sofort auf preußischen Hochglanz trimmen und fiel am nächsten Morgen, als er dem britischen Kommandeur, einem Major, zackig das Lager zur Besichtigung meldete, aus allen Wolken, als der ihn anbrüllte, er solle den „militaristischen Nonsens" lassen, und ihn seines Postens enthob. Der nächsthöhere Dienstgrad war ich als Standarten-Oberjunker (Oberfähnrich), und so wurde ich neuer Lagerkommandant in Kropp. Ich ließ sofort die Schlafstellen in den Zelten verwüsten, so daß es wie in einem Zigeunerlager aussah. Auch verbot ich, daß die Landser sich morgens kämmten

und ihre Uniformen in Ordnung brachten. Dann schlenderte ich dem Major, eine Hand in der Hosentasche, langsam entgegen, machte ihm keine Meldung, sondern fragte, wie es ihm ginge, und so spazierten wir beide durch die Zelte, in denen die Landser pennten oder Karten spielten, ohne von uns im geringsten Notiz zu nehmen. Nie habe ich das überraschte, halb zornige, halb verlegene Gesicht des britischen Majors vergessen! Als er mich durch seinen jüdischen Dolmetscher fragen ließ, ob ich das Chaos angeordnet hätte, antwortete ich auf englisch, ich wüßte gar nicht, was er wollte, so sähe nun mal ein Verbrecherhaufen aus.

Am 3. August 1945, einem glühendheißen Tag, marschierten Hunderte von Männern der Waffen-SS in breiten Zehnerreihen, bewacht von schwerbewaffneten Belgiern, auf das ehemalige Konzentrationslager Neuengamme, dicht bei Hamburg-Bergedorf, zu. Der Blick erfaßte ein riesiges Lagerareal, nach allen Seiten gesichert durch Stacheldrahtzäune und zahlreiche hohe Wachttürme mit Maschinengewehren. Als wir beim Hauptlagertor ankamen, sahen wir neben der Wache einen einbeinigen Oberscharführer (Feldwebel) in der prallen Sonne stehen: mit einem Arm stützte er sich auf seine behelfsmäßige Krücke, mit dem anderen stemmte er zwei Ziegelsteine in die Luft. Ließ er den Arm sinken, schlug ihm ein belgischer Wachtposten die Maschinenpistole ins Gesicht. Dahinter ließen brüllende Belgier ein paar halbwüchsige ehemalige Pimpfenführer in der Glutsonne Kniebeugen machen. „Laßt alle Hoffnung fahren", ging es mir durch den Kopf.

Das ehemalige Nazi-KZ Neuengamme hieß jetzt „Internment-Camp No. 6" und beherbergte in seinen endlosen Holzbaracken 6.000 deutsche Internierte. Sie alle waren aufgrund des „Automatic Arrest"-Befehls der Besatzer verhaftet und nach Neuengamme transportiert worden. „Automatic Arrest" bedeutete, daß jeder-

mann ohne Anklage und ohne Verhör, also bar jeder Rechtsbasis, eingesperrt werden konnte, wenn es den Besatzungsbehörden beliebte. Die Masse der Internierten in Neuengamme bestand aus kleinen und kleinsten NSDAP-Parteigenossen, hauptsächlich Blockwarten und Ortsgruppenleitern. Dazu kamen zahlreiche Studienräte und Oberstudienräte (die Briten sahen im Titel „Rat" etwas Gefährliches, so wie sie auch die Blockstellenleiter der Reichsbahn verhafteten, weil sie sie mit den Blockwarten der NSDAP verwechselten) sowie mehrere Hundert Offiziere und Unteroffiziere der Waffen-SS. Aber auch Kinder und Halbwüchsige, ehemalige Fähnleinführer des Jungvolks oder Gefolgschaftsführer der Hitlerjugend, waren im Lager vertreten. Alle galten als „gefährliche Nazis".

Erst mit der Zeit erfuhren wir, daß sich das „Automatic-Arrest"-System auf ganz Deutschland und Österreich, also auf sämtliche Besatzungszonen erstreckte. In der US-Zone gab es nach amerikanischen Angaben ca. 325.000 Internierte, in der Sowjetzone 150.000 (von denen annähernd ein Drittel in den Lagern verreckte), in Österreich ca. 100.000, in der britischen Zone mehr als 90.000 und in der französischen Besatzungszone knapp 85.000 Internierte. Insgesamt wurden also 750.000 Deutsche ohne jeden Urteilsspruch, lediglich auf Grund ihrer Organisations-Zugehörigkeit bzw. ihrer weltanschaulichen Gesinnung (oft denunziert durch deutsche „Antifaschisten") von den Besatzern inhaftiert und auf Jahre ihrer Freiheit beraubt. Die rechtlosen Internierungs-Methoden der NS-Regierung von 1933 wurden also jetzt durch den „Automatic-Arrest" bei weitem übertroffen.

Was die Internierten der Waffen-SS anging, so war die Jahrgangsfrage für die Willkür der Besatzermethoden bezeichnend. Denn die Hälfte aller Offiziere und Unteroffiziere der Waffen-SS gehörte den Jahrgängen 1913 bis 1926 an. Diese Männer waren bei Hitlers Machtübernahme zwischen 19 und

6 Jahren alt gewesen, hatten also niemals an einer Wahl teilgenommen und ihre Stimme der NSDAP gegeben. Als der Krieg ausbrach, waren die Ältesten von ihnen 26, die Jüngsten 13 Jahre alt. Entweder waren sie als „Pimpfe" noch zur Schule gegangen oder sie waren – im äußersten Fall – als Kompanieführer tätig gewesen. Niemand von ihnen konnte von dem, was die Staats- und Reichsführung beschlossen hatte, auch nur die Spur einer Ahnung gehabt haben geschweige denn jetzt dafür Verantwortung tragen.

Von alledem wußte ich am 3. August 1945 nichts, als ich das Lager Neuengamme betrat, nachdem man mich nochmals gründlich „gefilzt" und mir meine Armbanduhr und meine eleganten Nappa-Lederhandschuhe weggenommen hatte. Ich sah über die Elendsgestalten der abgehärmten Internierten und über die endlosen Holzbaracken hinweg, biß die Zähne zusammen, und während ich meinen Stock fester faßte, hämmerte es in meinem Innern: „Ich bin Wolfgang Venohr. Und niemand wird mich kleinkriegen."

Der deutsche Lagerkommandant von Neuengamme wies mich in das Offizierslager ein, das etwas abseits lag und zwei Holzbaracken umfaßte, in denen zweihundert ehemalige Führer der Waffen-SS hausten. Kommandant des Offizierslagers war Ritterkreuzträger Obersturmbannführer Tappe. An Dienstgraden war vom Obergruppenführer (General) bis zum Oberjunker (Oberfähnrich) alles vertreten.

Schon nach wenigen Tagen der Internierung überführte man mich ins Lagerlazarett. Niemand wußte, was mir fehlte. Ein deutscher Lagerarzt stand ratlos an meinem Bett, fühlte den Puls, schüttelte den Kopf über die hohe Temperatur, die ständig gemessen wurde, und murmelte etwas von „Nervenfieber". Ich reagierte nicht, sprach mit niemandem, ließ mich kaum zum Essen überreden. Ich war völlig apathisch. In meinen Fieberträu-

men sah ich die früheren Insassen des NS-Konzentrationslagers Neuengamme in ihren gestreiften Häftlingskleidern. Sie vermischten sich mit den feldgrauen Internierten, unter denen auch ich mich befand. Über allem lag eine unbeschreibliche Tristesse. Manchmal schüttelten mich Weinkrämpfe: Der Sturz vom Himmel in die Hölle, von dekorierten „Helden der Nation" zu gemeinen Nazi-Verbrechern, trieb mich an den Rand einer seelischen Katastrophe. Der Zusammenbruch des Reiches provozierte in meiner Phantasie Selbstmordgedanken. Als das Fieber nachließ, besann ich mich auf das Kriegsgeschehen, das gerade erst vier Monate zurücklag. Und da standen sie alle wieder vor mir, die Frontkameraden: die Kameraden der Feldzüge, der bitteren Schlachten. Noch einmal griff ich mit ihnen an, und noch einmal ging ich mit ihnen zurück. Diese Erinnerungen machten mich gesund. Ich stand auf, griff nach meinem Stock, humpelte in den hellen Tag hinaus und wurde zu einem Rädchen im täglichen Getriebe des Lagerlebens.

Hauptgesprächsthema der Internierten war natürlich ihr künftiges Schicksal. Es gab die unverbesserlichen Optimisten, die auf baldige Entlassung hofften, und die Düsterblickenden, die prophezeiten, die Waffen-SS würde auf zehn bis fünfzehn Jahre in die Bleigruben Belgisch-Kongos geschickt werden. Schon bald aber richtete sich das allgemeine Interesse auf den sogenannten Hauptkriegsverbrecher-Prozeß in Nürnberg. Es war bekannt geworden, daß nicht nur einzelne Personen, sondern auch die ehemaligen NS-Organisationen kollektiv angeklagt würden. Und nun brach eine ungeheure Aktivität unter der internierten Waffen-SS aus. Man eilte von Baracke zu Baracke, traf sich zu gewaltigen Disputationen, fabrizierte eidesstattliche Zeugenaussagen zuhauf, nahm heimlich Kontakte zu SS-Offizieren in anderen Internierungslagern auf, besprach sich pausenlos mit Rechtsanwälten und Juristen im Lager: – und das alles zu dem Zweck, dem

alliierten Militärgericht in Nürnberg klar zu machen, daß die Waffen-SS keine NS-Organisation, sondern eine kämpfende Truppe wie Heer, Luftwaffe und Kriegsmarine gewesen sei, also faktisch ein Bestandteil der Deutschen Wehrmacht.

Ich hielt mich bei alledem völlig abseits, spottete, wenn ich mit meinem Freund Botho Kattoll allein war, über die unfaßliche Naivität der Waffen-SS-Führer. Was erwarteten sie eigentlich? Objektivität und Gerechtigkeit von unseren Feinden? Fairness? Großzügigkeit? Und das von denselben Leuten, die Hunderttausende von Frauen und Kindern in unseren Städten mit ihren Flächenbombardements gemordet hatten?

Was die „Fairness" anbetraf, hatte man uns inzwischen gründlich belehrt. Eines Tages marschierten wir zu Tausenden ins englische Lager, in dem die Tommies und die Belgier stationiert waren. Die dicken Marschkolonnen waren schließlich vor sieben „Checkpoints" zum Stehen gekommen. Von da ab ging es nur noch einzeln weiter. Jeder lief durch Doppelreihen von schwerbewaffneten Belgiern, die wie die Wahnsinnigen kreischten und mit ihren Maschinenpistolen von beiden Seiten auf die Internierten einschlugen, die im Laufschritt, stöhnend und stolpernd, blutig geschlagen, auf eine offene Halle zueilten. So ging es auf allen sieben „Kanälen" zu, und man hörte nichts als Schläge und Schreie. Ich ging noch am Stock, und ich erinnerte mich an meinen Schwur von Borgoforte, als ich Hauptscharführer Lindenhahn gesagt hatte, ich würde mich niemals wieder von jemandem schlagen lassen.* Ich faßte also meinen Stock fester und ging ganz langsam, vor Wut und Angst innerlich zitternd, durch die Doppelreihe der johlenden Belgier. Sollte einer den Arm gegen mich erheben, würde ich ihn sofort mit meinem Stock niederschlagen. Aber nichts geschah; sie betrachteten verblüfft meinen lang-

* Siehe Teil I: „Die Abwehrschlacht"

samen Schritt und meinen finsteren Blick. Dann stand ich in der Vernehmungshalle, vor einem der sieben Verhör-Tische. Hinter jedem saß ein Sergeant oder Offizier des britischen „Intelligence-Service", vor sich auf der Tischplatte einen entsicherten Colt und eine Hundepeitsche. Die Halle dröhnte vom Schreien, Stöhnen und Klatschen. Neben mir wurde Sturmbannführer (Major) Wörner von der Panzerdivision „Hohenstaufen" verhört. „Na, wieviel Juden hast Du Sau umgebracht?", schrie der Vernehmende ihn an, und als Wörner antwortete „Keinen", klatschte ihm die Peitsche durchs Gesicht. Mein IS-Mann fragte mich: „Waren Sie bei den SS-Fallschirmjägern?" Ich antwortete: „Nein, 1. Panzerdivision Leibstandarte Adolf Hitler." Damit war ich entlassen.

Meine Gleichgültigkeit gegenüber der Unterschriften-Aktion für den Nürnberger Prozeß blieb nicht unbemerkt. Meine zynische Bemerkung, die Waffen-SS müßte ja ein müder Verein gewesen sein, wenn sie in Nürnberg nicht verurteilt würde, löste allseits Unverständnis, ja Empörung aus. In langen politischen Diskussionen versuchte ich herauszufinden, wie sich die ehemaligen Offiziere der Waffen-SS zum Phänomen des Nationalsozialismus stellten. Das Ergebnis war verblüffend; meine innere Betroffenheit wuchs von Tag zu Tag. Denn eigentlich kam gar nichts, wenn man fragend nachbohrte. Fast niemand hatte Adolf Hitlers „Mein Kampf" gelesen. Kaum jemand kannte die Programmpunkte der NSDAP. Die Schlagworte „Volksgemeinschaft" und „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" waren an NS-Gedankengut fast alles, was in den Gesprächen zum Vorschein kam. Alle ohne Ausnahme waren gute Patrioten, und jeder bejahte natürlich Großdeutschland, sah also in den Saarländern, Österreichern, Sudetendeutschen, Memelländern und Danzigern deutsche Volksgenossen, deren legitimes Recht es gewesen war, „heim ins Reich" zu wollen. Zur sozialen Problematik völlige Ratlosigkeit. Waren sie nun Sozialisten gewesen oder nicht? Nach mehreren Wochen wurde mir klar, daß eine geschlossene NS-Ideologie nicht existiert hatte, daß es nur zwei psychologische Klammern für ihr Denken gegeben hatte: ein selbstverständliches Nationalbewußtsein und den bedingungslosen Glauben an den Führer Adolf Hitler.

Wie stark diese persönliche Treuebindung war, erlebte ich Monate später, im Frühjahr 1946. Jeden Abend wurden von den Internierten in der Baracke die selbstgebastelten Radioempfänger eingeschaltet, um das Neueste vom Nürnberger Prozeß zu hören. Während diese Sendungen liefen, gingen der Lärm und das Gerede der 100 Barackenbewohner weiter, so daß man sich schon dicht an einen der Radioapparate klemmen mußte, um die Sendung überhaupt zu verstehen. Eines Abends wurde innerhalb der Berichterstattung über den Prozeß ein längerer Ausschnitt der Hitler-Rede vom 28. April 1939 gesendet, in der er seine große Abrechnung mit Roosevelt vollzogen hatte. Ich ging gerade durch den Mittelgang der Baracke, als die tiefe, gutturale Stimme Hitlers erscholl. Wie mit dem Messer abgeschnitten endeten alle Gespräche; man hätte eine Stecknadel hören können, die zu Boden fiel. Die Gesichter der atemlos zuhörenden Männer wurden blaß; sie lauschten wie verzaubert einer Offenbarung. Niemand in der Baracke rührte sich. Mein Freund Botho Kattoll faßte meinen Arm und preßte ihn schmerzhaft. So groß war die Macht dieses Mannes über seine Soldaten, selbst noch ein Jahr nach seinem Tod.

Eineinhalb Jahre lang lebten die Internierten von Neuengamme wie auf einem anderen Stern, praktisch vom Informations- und Nachrichtenfluß der übrigen Welt abgeschnitten. Es war verboten, Radio zu hören, es war verboten, Zeitungen zu empfangen. Eine Postzustellung gab es bis Ende 1945 nicht, und als sie dann endlich anlief, war jedes Wort zensiert, jedermann – ob nun im Lager oder draußen – hütete sich geflissentlich, „Politi-

sches" mitzuteilen, in der nur zu begründeten Furcht, der Brief oder die Karte könnten von der Zensur kassiert werden.

Doch wenn wir auch keine Zeitung zu sehen bekamen, so gab es in dem riesigen Lager doch die improvisierten Bastel-Radios, die ausreichten, politische Sendungen abzuhören. Aber was die Besatzerpropaganda da bot, erwies sich bei den Internierten bald als kontraproduktiv. Alles am Dritten Reich war schlecht, bösartig und kriminell gewesen. Hitler und seine Anhänger hatten vom statu nascendi, vom NSDAP-Geburtsjahr 1920 an ausschließlich verbrecherische Ziele verfolgt. Selbst die Hitlerjugend, das Jungvolk, der BDM, die NS-Frauenschaft, das Winterhilfswerk – alles hatte nur übelsten Zwecken gedient. Das ganze Dritte Reich war im Grunde ein einziges KZ, eine große Folterkammer gewesen, kurz: ein Schandfleck der Menschheit.

Die Internierten sahen sich fassungslos an. Die meisten konnten den strahlenden Sonnenschein nicht aus ihren Jugenderinnerungen bannen, konnten nicht die beglückenden Erlebnisse der nationalen Solidarität, der großdeutschen Brüderlichkeit aus ihrem Gedächtnis streichen. Es war ja fast alles ganz anders gewesen als die alliierte Propaganda behauptete. Die Konsequenz war, daß die Internierten überhaupt nichts mehr glaubten.

Es waren aber z w e i gewaltige Informations-Wogen, die über die orientierungslosen, von aller Welt abgeschnittenen Internierten hereinbrachen: Einmal die alliierte Haß-Propaganda gegen Deutschland, die via Bastelradios empfangen wurde. Zum anderen die grauenerregenden Nachrichten über das barbarische Wüten der Sieger in den deutschen Ostprovinzen. Diese Nachrichten wurden von Neuankömmlingen, von Neu-Inhaftierten kolportiert und pflanzten sich wie Sturmwellen durch das Lager Neuengamme fort. Danach mußte es in den Gebieten ostwärts der Oder-Neisse, in den Sudetenländern und in den volksdeutschen Siedlungsräumen des Balkans, zugehen wie in der Hölle,

wie in Dantes „Inferno": Massenmorde, Massenschändungen, Massenenteignungen, Massenvertreibungen – eine Nachricht übertraf die andere an Furchtbarem, an Entsetzlichem. Die seelische Pein der Internierten, von denen jeder Fünfte oder Sechste aus diesen Gebieten stammte, war unbeschreiblich.

Das Leben der Internierten im „Internment-Camp No. 6" vollzog sich nach den Gesetzen alliierter Gewalt und Willkür. Lagerkommandant war der britische Oberstleutnant Appleby, dem ein Bataillon Infanterie unterstand. Die Briten sah man aber nur des Morgens bzw. des Abends, wenn ein Offizier erschien, der auf dem großen Appellplatz die Meldung entgegennahm und dann einen Schwarm von Korporalen ausschickte, die nun stundenlang durch die angetretenen Reihen der Internierten wanderten und mit ausgestrecktem Zeigefinger die Zählung vornahmen. Stimmte die Zahl nicht, und das war meistens der Fall, so konnte die Prozedur endlos dauern. Es war natürlich reine Schikane, die im Winter für die ausgemergelten Lagerinsassen zur eisigen Qual wurde. Ansonsten bekam man nur Belgier zu sehen, die an den Stacheldrahtzäunen Patrouille gingen und auf den hohen massiven Wachttürmen hinter den schußbereiten Maschinengewehren standen. Dies war ein Haufen brutalen Gesindels, den man offensichtlich in den Slums und Kaschemmen von Brüssel rekrutiert hatte. Sie bestahlen die wehrlosen Internierten nicht nur wie die Raben, sondern machten auch nach Gutdünken von der Schußwaffe Gebrauch. Als eines Morgens ein älterer Offizier zwei Minuten vor Sechs die Baracke verließ, um zur Latrine zu gehen, wurde er einfach umgelegt. Ein andermal schoß ein belgischer Wachtposten am hellen Vormittag mit seinem MG mitten in die Masse der Internierten, die zu Hunderten auf dem Appellplatz spazieren gingen, und acht Mann waren auf der Stelle tot. Auf den Protest der deutschen Lagerleitung reagierten die Briten erst nach Tagen mit der Erklärung,

der belgische Wachtposten habe gerade die Nachricht bekommen, daß sein Bruder in einem deutschen KZ umgekommen sei, und in seiner hochgradigen Erregung habe er dann eben abgedrückt.

Am härtesten traf die Internierten der Hunger. Später las ich in den erschütternden Berichten über die russischen und sibirischen Gefangenenlager, daß pro Mann täglich 500 bis 1.000 Gramm Kommißbrot ausgegeben wurden. In Neuengamme lag die tägliche Ration viel niedriger. Man hatte Glück, wenn ein Kommißbrot von 1.500 Gramm für vier Leute zur Verfügung stand. Lange Zeit mußten sich sechs Mann darin teilen; das hieß also, 250 Gramm pro Nase. Dazu gab es 11 Gramm Fett, das aus einer undefinierbaren Margarine bestand, und einen Eßlöffel braunen Zucker bzw. Marmelade. Nicht zu vergessen: 1,9 Zigaretten pro Tag. Das Mittagessen bestand aus einem Liter heißem Wasser, in dem verfaulte Steckrüben und ein paar Gramm Nährmittel (Fadennudeln) schwammen. Schon in kürzester Zeit magerten die Internierten zu Elendsgestalten ab, um deren Knochengerüste die feldgrauen Uniformröcke flatterten.

Die Gefangenschaft, die grundlose Freiheitsberaubung und Haft, machte den Internierten weniger zu schaffen als der Verlust der Würde, den der Hunger erzeugte. Die Gespräche, die Gedanken, die Träume, sie kreisten nur um das Essen, wenn nicht gerade wieder eine Unterschriftenaktion für Nürnberg im Gange war. Mein Gewicht sank auf 64 Kilo, was bei einer Größe von 1,82 m eine „schlanke Linie" garantierte. Aber ich verlor nur wenige Kilo. Sah man jedoch die Älteren beim wöchentlichen Brausen unter der Dusche, ausgemergelte Skelette mit knochigen Totenschädeln, so mußte man sich hüten, nicht in Tränen auszubrechen. Der permanente Fettmangel entkräftete die Internierten, nahm ihnen die letzten Widerstandsfähigkeiten. Es war tief deprimierend, wenn am Spätvormittag in den Baracken die Brotrationen ausgeteilt wurden. Die hektischen, mißtrauischen

Blicke der Internierten zu beobachten, wenn auf selbstfabrizierten Waagen die 250 Gramm Brot ausgewogen wurden, die Streitereien der ausgehungerten Kameraden mitanhören zu müssen, die um jedes Krümelchen, um jedes Gramm Brot feilschten, das alles war äußerst deprimierend.

Das Mittagessen, die heiße Wassersuppe mit den verfaulten Steckrüben, wurde in einer Tonne herangerollt, die 100 Liter faßte (pro Kopf also ein Liter). Mit einer riesigen Schöpfkelle gab Obersturmführer Kufall von der 4. SS- und Polizei-Division jeden Mittag die Rationen aus. Er rührte und rührte in der Tonne herum, und der Schlag, den man dann ins Kochgeschirr bekam, bestand fast nur aus blankem, heißem Wasser. Eines Tages wurde bekannt, daß Kufall mit seinem geschickten Umrühren dafür sorgte, daß sich die Nährmittel am Boden der Tonne als dicke Schicht, als ein nahrhafter Brei absetzten, den er dann heimlich im Waschraum in sich hineinfraß. Ritterkreuzträger Standartenführer (Oberst) Harzer, die unbestrittene Respektsperson in der Baracke, sorgte dafür, daß ich als Jüngster des Offizierslagers die Aufgabe von Kufall übernahm, der abgelöst und von den Kameraden hinfort geschnitten wurde. So stand ich jeden Mittag hinter der Tonne und rührte und rührte, bis mir der Arm wehtat. Es war sehr schwierig, mit der Schöpfkelle zu verhindern daß die Nährmittel zu Boden sanken. Merkwürdigerweise waren alle mit mir zufrieden, während ich für den verstoßenen Kufall ein gewisses Mitgefühl entwickelte.

Verblüffend war, daß die ausgemergelten Internierten, die kraftlos, gespenstergleich, über den Appellplatz wankten, in der Lage waren, eine Art Hochschulbetrieb im Lager aufzuziehen. In Neuengamme wimmelte es ja von Professoren, Dozenten und ehemaligen Studienräten; nach altbürgerlichen Begriffen war hier die geistige Elite der Nation versammelt. Und so wurden bald Vorlesungen angeboten, die vom „Feldheer Alexanders des Gro-

ßen" über die „Staatspolitischen Vorstellungen bei Platon und Aristoteles" bis zu „Gustav Freytag - Theodor Fontane - Thomas Mann" reichten. Jeden Vormittag sah man Scharen von Internierten zu den Vortragsbaracken schlurfen, in der einen Hand eine Sitzgelegenheit, in der anderen eine Wolldecke, die als weiche Unterlage für die spitzen Gesäßknochen diente. Der Bildungseifer der Eingesperrten hatte etwas Komisches und Rührendes zugleich. Botho Kattoll und ich besuchten einen Englisch-Sprachkurs für Fortgeschrittene und ein Seminar, in dem Werbestrategien im Geiste des Professors Hans Domizlaff gelehrt wurden. Wir entwickelten gemeinsam eine neue Schokoladensorte mit der eleganten Bezeichnung „Kavalier-Schokolade", für die wir einen kompletten Werbefeldzug im gesamten Gebiet des großdeutschen Reiches entwarfen. Wir bedauerten beide lebhaft, daß wir unsere fabulöse Kreation niemals kosten konnten.

Worunter die Internierten mehr litten als unter dem permanenten Hungergefühl, das war die Ungewißheit über das Schicksal ihrer Angehörigen, von denen viele gar nicht wußten, ob sie überhaupt noch unter den Lebenden waren. Erst ab 10. November '45 wurde ganz langsam die Postsperre gelockert. Als der Frost hereinbrach, wurden auch die ersten Päckchen und Briefe an die Internierten ausgeliefert.

Am Nachmittag des Heiligabend 1945 saßen wir melancholisch auf unseren Schlafpritschen und knabberten geröstete Brotscheiben, die wir uns in den letzten Wochen mühsam für das „Fest" zusammengespart hatten, als ich plötzlich ans Hauptlagertor gerufen wurde. Dort stand ein Jeep mit zwei kanadischen Offizieren des Regiments „Winnipeg Rifles". Sie erklärten mir, sie müßten mich nach Aurich bringen, und schon brausten wir zu dritt davon.

Ich rekapitulierte während der Fahrt: Mitte Oktober war bekannt geworden, daß die kanadische Armee in Aurich (Ostfriesland) einen Kriegsverbrecher-Prozeß gegen meinen ehemaligen Kommandeur, den legendären „Panzermeyer" vorbereitete, der an der Invasionsfront schwer verwundet worden und in britische Gefangenschaft geraten war. Die Anklageschrift lautete: „Der angeklagte Generalmajor Kurt Meyer, ein Offizier der früheren Waffen-SS, die ein Teil der Wehrmacht des Deutschen Reiches war", habe 1943, in Belgien, die jungen Männer seines 25. Panzergrenadier-Regiments der Hitlerjugend-Division in einer Ansprache aufgefordert, im Einsatz keine Gefangenen zu machen, und überdies sei er verantwortlich für die Erschießung von sieben kanadischen Kriegsgefangenen am 8. Juni 1944 auf seinem Regiments-Gefechtsstand im Kloster Abbaye Ardenne an der Invasionsfront. Ich machte sofort eine schriftliche Eingabe an die Lagerleitung und meldete mich als Entlastungszeuge. Mitte November war der kanadische Captain Wady Lehmann in Neuengamme erschienen und hatte sich mir als Dolmetscher der Verteidigung vorgestellt. Ich berichtete ihm von der Panzermeyer-Ansprache im Mai 1943 im Vorort „Roter Oktober" bei Charkow, in welcher Meyer zu meiner Verwunderung erklärt hatte, man erwarte im Westen die Landung eines „fairen und ritterlichen Gegners". Lehmann, offensichtlich stark beeindruckt, hatte sich alles notiert und mir bedeutet, ich würde von ihm hören. Jetzt war es soweit.

Wir fuhren in stockdunkler, bitterkalter Nacht durch die Ruinenlandschaft Hamburgs. Es war eine Fahrt durch die Hölle. Mir stürzten die Tränen aus den Augen, als ich sah, in welchen Trümmer- und Schuttbergen die Zivilbevölkerung vegetieren mußte. Die beiden kanadischen Offiziere fütterten mich mit Schokolade und Zigaretten, verhielten sich ganz kameradschaftlich.

In Aurich traf ich unter den Entlastungszeugen die Panzergeneräle von Geyr und Eberbach, den Kommandeur des Panzer-

regiments der Hitlerjugenddivision, Standartenführer Max Wünsche, und Obersturmführer Meitzel, den Ordonnanzoffizier Panzermeyers, den ich von der Invasionsfront her kannte. Ich traute meinen Augen kaum: Alles lief in voller Kriegsbemalung herum; an Wünsches Hals glänzten Ritterkreuz und Eichenlaub. Sie waren von England eingeflogen worden und hatten keine Ahnung von den deprimierenden, entwürdigenden Zuständen im besetzten Deutschland.

Am 25. Dezember machte ich meine Aussage und hörte zu meiner Bestürzung, daß bereits am 28. das Urteil gesprochen werden sollte. Das verkündete uns der Chefdolmetscher der Anklage, der amerikanische Major Stonborough. Dieser Stonborough, der dem Filmschauspieler Adolf Wohlbrück zum Verwechseln ähnelte, war mir vom ersten Augenblick an verdächtig. Er war eines Abends von der kanadischen Verteidigung dabei erwischt worden, einen oberschlesischen Gefreiten, der als Belastungszeuge auftrat und der am Tag zuvor vor Gericht in seinen Aussagen gegen Panzermeyer schwankend geworden war, heimlich bearbeitet und bedroht zu haben, vor dem kanadischen Militärgericht bei seinem zusammengelogenen Belastungszeugnis zu bleiben. Ich verglich Captain Lehmann und Major Stonborough miteinander: Beide waren unzweifelhaft jüdische Emigranten (Stonborough sollte aus Wien stammen); doch der eine - Lehmann - verhielt sich korrekt und fair, während aus Stonboroughs Augen Zynismus und Haß funkelten.

Am 28. Dezember nachmittags erfuhren wir, daß unser Kommandeur, Panzermeyer, vom kanadischen Militärgericht zum Tode verurteilt worden war, obwohl die Aussagen der Belastungszeugen im Zeugenstand schwer erschüttert worden waren und obwohl die Panzergeneräle von Geyr und Eberbach, die mitnichten der Waffen-SS angehörten, über Panzermeyer und die Kampfesweise der 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend" glänzende Beur-

teilungen abgegeben hatten. Es war kein militärisches, sondern ein politisches Urteil, bestimmt für die kanadische Öffentlichkeit, die durch einseitige Presseberichte aufgeputscht worden war und stürmisch ihr Opfer forderte. Unter den Entlastungszeugen breitete sich tiefe Niedergeschlagenheit, ja Verzweiflung aus. Am Abend erschien Major Stonborough in Wünsches Zimmer, wo wir uns alle versammelt hatten, und hielt uns, zigarettenrauchend, eine Ansprache: „Was haben Sie eigentlich erwartet? Ein SS-Mörder ist zum Tode verurteilt worden und wird seine gerechte Strafe finden... Die gesamte Waffen-SS wird eingesperrt bleiben, auf unabsehbare Zeiten, und als Verbrecherbande von der Menschheit isoliert werden... Ihr junger Kamerad (er wies auf mich) wird Ihnen ja berichtet haben, wie es im Internierungslager Neuengamme zugeht, und das steht Ihnen allen bevor. Ich persönlich mißbillige die Methode des Aushungerns, die man dort betreibt. Ich finde, daß unsere sowjetischen Bundesgenossen das viel besser machen. Während Sie eingesperrt bleiben, werden sich die alliierten Soldaten mit Ihren Frauen und Mädchen beschäftigen..." Ich wollte aufspringen und mich auf ihn stürzen. Die zwingenden Blicke Standartenführer Wünsches hielten mich nieder. Ich schämte mich bis in den Grund meiner Seele für meine Subordinantion, für meine Feigheit.

Am nächsten Tag wurden die Entlastungszeugen nach England zurückgeflogen. Ich blieb allein in einem riesigen Zimmer zurück, von den kanadischen Soldaten erstklassig versorgt mit Lebensmitteln und Zigaretten. Am 30. Dezember kamen die Kanadier, legten mir Handschellen an und führten mich in eine Einzelzelle, auf demselben Flur, auf dem sich Panzermeyers Todeszelle befand. Es geschah nichts; absolut nichts. Nach zweieinhalb Tagen, frühmorgens, wurde ich ins Freie geführt, ohne Bewachung und ohne Handschellen. Auf dem Kasernenhof stand ein LKW, und kanadische Soldaten beluden ihn mit großen Kisten,

in denen, sorgfältig eingewickelt, Hunderte von Sandwiches, belegt mit den tollsten Köstlichkeiten, lagen. Die beiden Offiziere der „Winnipeg Rifles", die mich Heiligabend mit ihrem Jeep von Neuengamme abgeholt hatten, verabschiedeten sich mit Handschlag, indem sie mir grinsend besten Appetit bei meiner „kleinen Marschverpflegung" wünschten.

Im Lager gab es unter den Kameraden ein Riesenhallo, als ich die märchenhaften Delikatessen unter ihnen verteilte. Für etwa zehn Tage, vom 3. bis 12. Januar 1946, wurde ich zum „Helden von Neuengamme". Jeden Abend mußte ich, begleitet von Botho Kattoll, in eine andere Baracke wandern, um einen Vortrag über meine Erlebnisse in Aurich zu halten. Die Baracken waren dann bis zum Rand gefüllt. (Botho rechnete aus, daß mindestens ein Drittel der 6.000 Internierten meine Vorträge hörte.) Ich spitzte meine Reden ganz auf Panzermeyer und die HJ-Division zu, ließ Nebenerscheinungen wie Lehmann und Stonborough gänzlich weg, unterließ überhaupt jedes Wort über die Besatzungsmächte und beschwor stattdessen das Vermächtnis unserer Gefallenen für ein einiges, unabhängiges Deutschland. Man schüttelte mir die Hände, klopfte mir die Schultern, und die Küchenbullen des Lagers, ausnahmslos ehemalige Oberscharführer der Waffen-SS, steckten mir und meinem Freund abends Zwei-Liter-Kochgeschirre mit einem dicken Nährmittelpamps zu, in dem die Löffel standen. Das ging so vier Wochen lang. Botho und ich fraßen das Zeug wie die Wölfe in uns hinein.

Ende Januar '46 fiel uns alle der Hunger wieder an. Die Rationen wurden nochmals herabgesetzt. Ich machte mich gründlich unbeliebt, als ich über die Selbstjustiz der Kameraden meckerte, die den jungen Untersturmführer Hille aus dem Schwäbischen auf dem Barackenflur zusammenschlugen, als sie ihn beim Kameradendiebstahl erwischten (er hatte ein bißchen Brot und etwas Tabak gestohlen). Ich wußte ja, daß alle unter Hungerkrämpfen litten, aber mir tat der blutüberströmte Hille einfach leid. Außerdem verabscheute ich die Selbstjustiz von Schlägerkommandos, die ich 1940 auf dem Fahnenmarsch nach Kutno und 1943 in Borgoforte am eigenen Leibe kennengelernt hatte.

Am 10. Februar 1946 erhielten wir den Status von Zivil-Internierten, obwohl uns niemand aus der Wehrmacht entlassen hatte, und das Lager hieß nun offiziell „Civil Internment Camp No. 6". Der britische Lagerkommandant befahl die Ablegung der militärischen Schulterstücke. Kein Mensch dachte daran, diesem Befehl Folge zu leisten. Kaum jemand von der Waffen-SS gehörte der NSDAP an. Wir waren als Soldaten interniert worden, und die Briten mochten sich auf den Kopf stellen, es blieb bei militärischer Disziplin und bei den militärischen Dienstgradabzeichen im Lager.

Um dieselbe Zeit bekam ich endlich postalische Verbindung zu meinen Eltern. Ich wußte nun, daß sie am Leben waren und daß sie, zusammen mit meinem kleinen Bruder, bei den Großeltern in Berlin-Spandau wohnten. Diese Kontaktaufnahme verdankte ich meinem Onkel Erich Hotho in Melle, zu dem sich Leutnant Stelzer vom Lazarett in Ladelund aus durchgeschlagen hatte. Da Onkel Erich und Tante Hete in Melle neben einem Textilgeschäft und einer Färberei über eine eigene Landwirtschaft verfügten, schickten sie mir hin und wieder nahrhafte Freßpäckchen. Ich teilte jeden Fussel mit Botho, der sich revanchierte, wenn er Päckchen von seinen Geschwistern erhielt, die aus Ostpreußen nach Schleswig-Holstein geflüchtet waren. Dieser Zusammenhalt, diese bedingungslose Kameradschaft war unsere stärkste Abwehrwaffe im Kampf gegen Hunger und Depressionen.

Frühjahr und Sommer 1946 standen ganz im Zeichen der internen Waffen-SS-Aktivitäten für den Nürnberger Prozeß. Sogar Standartenführer Harzer, der ehemalige Führer der Panzerdivision

„Hohenstaufen", den ich verehrte, zeigte sich wiederholt indigniert, daß ich fest bei meiner Überzeugung blieb, die Waffen-SS würde von den Siegern verurteilt werden. Ich ließ mich jedoch nicht beirren, wollte auf keinen Fall irgendeiner Selbsttäuschung zum Opfer fallen. Ich arbeitete täglich freiwillig in einem Holzfällerkommando, das im Raum Geesthacht Stubben rodete. In den weitgeschnittenen Hosen meiner Tarnuniform schmuggelte ich abends Kartoffeln ins Lager, was auch dringend notwendig war, da die Essensrationen inzwischen einen Tiefststand erreicht hatten.

An die Stelle der ursprünglichen Massenvernehmungen waren mit der Zeit Einzelverhöre getreten. Für die ehemaligen Männer der Waffen-SS war vornehmlich ein jüdischer Sergeant zuständig, den die Internierten ironisch „Kugelblitz" nannten, weil er ungeachtet seiner kugelrunden Leibesfülle mit geradezu blitzartigen Fangfragen über seine Vernehmungsopfer herzufallen pflegte. Ich persönlich hatte ein eher gemütliches Verhältnis zu ihm. Ich setzte nie die Dienstmütze beim Verhör ab, schob eine Hand in die Hosentasche, setzte mich unaufgefordert auf einen Stuhl, schlug die Beine übereinander und lächelte ihn vergnügt an. Kugelblitz beobachtete das alles interessiert, und wenn er mich dann blitzartig fragte, ob ich Nationalsozialist gewesen sei, und ich stereotyp antwortete „Na klar, wie wir alle", ging ein fast dankbares Grinsen über sein Gesicht. Einmal, als ich zusammen mit einem Oberscharführer (Feldwebel) bei ihm war und er den fragte, ob denn die ehemalige Waffen-SS gegebenenfalls gemeinsam mit den Westmächten gegen die Sowjets marschieren würde, und der umgehend antwortete „Na logisch. Wir marschieren mit Euch bis zur deutschen Reichsgrenze im Osten, bleiben dann stehen und schießen Euch von hinten in den Arsch", verschlug es ihm die Sprache. Erst nach einer Schrecksekunde schmiß er den Oberscharführer raus. Mit mir wickelte er die Verhöre ganz sachlich ab. Er konnte nicht verstehen, daß ich mich kriegsfreiwillig gemeldet hatte und schon mit 17 Soldat gewesen war. Ich sagte ihm, das sei in beiden Weltkriegen in Deutschland für Gymnasiasten, Oberschüler und Studenten eine bare Selbstverständlichkeit gewesen. Wütend wurde er nur einmal, als er mich fragte, warum wir als Soldaten einem Diktator wie Hitler durch dick und dünn gefolgt seien, und ich, nach einigem Nachdenken, replizierte „right or wrong – my country".

Anfang Oktober '46 wurde innerhalb des großen Lagers, mitten auf dem quadratischen Appellplatz, mittels Stacheldrahtzäunen ein kleines Sonderlager geschaffen, in das Leute kamen, die unter dem Verdacht eines persönlichen Kriegsverbrechens standen. Dazu gehörte auch Hauptsturmführer Siggelkow vom Reichssicherheitshauptamt der SS, der uns allen als ein Sonderling aufgefallen war, als ein Mann, der niemals lachte und der mit fast niemandem sprach. Eines Tages sah ich ihn allein am Zaun des Sonderlagers stehen und ging langsam auf ihn zu. Er als hauptamtlicher Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin mußte mir doch Aufklärung über die ominöse Judenfrage geben können. Die Internierten von Neuengamme hatten bis dahin ohne Ausnahme die unaufhörlichen Radiomeldungen über Judenvernichtungen empört als alliierte Greuelpropaganda zurückgewiesen. Als man ihnen einen Filmstreifen mit den schrecklichen Leichenbergen des KZ Bergen-Belsen vorgeführt hatte, waren die gebürtigen Hamburger aufgesprungen und hatten geschrien, die Leichenhaufen seien in Wahrheit die Opfer des alliierten Terrorangriffs auf Hamburg von 1943. Nun bot ich Siggelkow, der ein leidenschaftlicher Raucher war, zwei aufgesparte Zigaretten an und fragte ihn, was man denn von den 12 Millionen ermordeter Juden zu halten habe (denn mit dieser voluminösen Zahl hatte die alliierte Propaganda im Mai 1945 ihre Kampagne begonnen). „Ach, die berühmten zwölf Millionen", antwortete Siggelkow, schnell nach den Zigaretten greifend.

„Streichen Sie hinten eine Null weg, dann haben Sie die Wahrheit." Ich taumelte zurück, als ob mich jemand geschlagen hätte. Stundenlang lief ich dann über den Appellplatz, immer hin und her. Botho Kattoll, der sich mir anschließen wollte, winkte ich weg. Ich wollte unbedingt mit mir allein sein. Mein Gedankenapparat arbeitete fieberhaft. Es dauerte eine ganze Weile, bis mir die Lösung des Orakelspruchs aufging: Tilgte man die Null hinten, dann waren es 1,2 Millionen ermordeter Juden. Ich glaubte auf der Stelle verrückt zu werden. Hier handelte es sich eindeutig um Massenmord, um Mord an Wehrlosen, vor allem an Frauen und Kindern. Keinen Augenblick zweifelte ich an der Aussage Siggelkows. Er als Mann des Reichssicherheitshauptamtes kannte die Wahrheit. Und dieses Wissen hatte ihn so bedrückt, daß er das Lachen verlernt hatte, daß er gänzlich kontaktunfähig geworden war.

Von demselben Augenblick an, in dem ich die grausigen Tatsachen erfaßte, war das Lager Neuengamme für mich erledigt. Alles erschien in einem neuen furchtbaren Licht. Dann war also der Mai 1945 gar keine Niederlage gewesen, die man irgendwann mal wieder reparieren konnte, sondern ein verheerendes Desaster für die gesamte Nation. Was hatte ich noch im Internierungslager zu suchen? Ich wollte nicht mit einem einzigen Menschen beisammen sein, den ich sofort als Kriegsverbrecher hätte füsilieren lassen, wenn mir so etwas im Einsatz bekannt geworden wäre. Bislang hatte ich die Internierung als Verlängerung meiner militärischen Dienstzeit angesehen, hatte mich unverändert als Soldaten der großdeutschen Wehrmacht betrachtet. Aber nun? Plötzlich sah ich wieder die Bilder des Marsches nach Kutno vor meinen Augen, erinnerte mich der Brutalitäten an Polen und Juden, gegen die ich damals Widerstand geleistet hatte.*

* siehe meine Autobiographie „Erinnerung an eine Jugend", München 1997

Wenn ich abends oben auf meinem Doppelstockbett lag, preßte ich das Ohr an die Wand und hörte den Diskussionen im nebenliegenden „Prominenten"-Zimmer zu, in dem SS-General Demelhuber und die beiden SS-Obristen Harzer und Ruoff hausten, die die NS-Mächtigen aus persönlichem Umgang kannten. Was ich da vernahm, war niederschmetternd. Über Hitler fiel kein kritisches Wort; er war noch immer sakrosankt. An seinen engsten Mitarbeitern jedoch blieb kein gutes Haar. Himmler war entweder ein „Kretin" oder ein „wildgewordener Spießbürger". Reichsmarschall Göring wurde als „Brutalo", als „Dickwanst" oder als „Morphinist" bezeichnet, der die deutsche Luftwaffe zugrunde gerichtet habe. Reichsleiter Bormann war ein „finsterer Apparatschik", Hitlers Leibarzt Morell ein „Untermensch", und alle zusammen waren charakterlose „Arschkriecher". Das also war die Elite des Reiches gewesen? Unter dem Befehl solcher Kreaturen hatten unsere Soldaten und Offiziere gekämpft, waren sie zu Hunderttausenden gefallen? Wenn ich noch im geringsten Zweifel gehabt hatte, jetzt wußte ich endgültig, daß das Entsetzliche, das Grauenhafte, von dem Siggelkow gesprochen hatte, die nackte Wahrheit war. Nein, ich mußte mich von allem befreien: von den verhaßten Alliierten ebenso wie von den armseligen Internierten. Bloß weg von hier!

Die Diskussionen der Internierten drehten sich erneut um den Nürnberger Prozeß, dessen Urteile Zorn und ohnmächtige Wut auslösten. Das Offizierkorps der Waffen-SS protestierte geschlossen bei den Alliierten dagegen, mit der schwarzen SS, der Gestapo und dem SD in einen Topf geworfen zu werden. Eine eidesstattliche Erklärung ging nach Nürnberg, in der akribisch nachgewiesen wurde, daß von den ca. 500 Bataillonen der Waffen-SS nur ein einziges an den Vernichtungsaktionen der SD-Einsatzgruppen teilgenommen hatte. Die allgemeine Stimmung schwankte zwischen tiefer Depression und hoffnungsvollen Gerüchten. Unbe-

zweifelbar schien, daß die Offiziersränge vom Untersturmführer an aufwärts frühestens ab 1948 mit Freilassung rechnen konnten. Dagegen sprach sich mit Windeseile herum, daß es eine Jugendamnestie ab Jahrgang 1919 geben würde. Das alles ließ mich ziemlich kalt. Als Sergeant „Kugelblitz" mir gesprächsweise sagte, ich würde ja wohl bald entlassen, das jetzt mit der Amnestie sei doch erfreulich, fiel ich ihm wütend ins Wort: „Nachdem man mich fünfzehn Monate lang widerrechtlich meiner Freiheit beraubt hat!"

Inzwischen waren die Belgier, die ihre Unterwelt-Manieren an den wehrlosen Internierten ausgelassen hatten, abgelöst worden, nachdem sie die Lagerinsassen vorher noch mit vorgehaltener MPi kräftig ausgeplündert hatten. Eine Bescheinigung des deutschen Lagerführers Rotter vom 3. September 1946 stellte lapidar fest: „Es wird hiermit bescheinigt, daß den meisten der in der Zeit vom 8. 5.–30. 9. 1945 in das hiesige Lager eingelieferten Internierten von den hier damals tätigen belgischen Wachmannschaften der größte Teil ihrer Geldbeträge und Wertsachen sowie ihres Gepäcks – oft auch alles – abgenommen wurde, ohne daß eine Möglichkeit der Wiedererlangung gegeben wurde."

Jetzt hatten wir es nur noch mit Tommies zu tun. Vormittags, wenn das englische Bataillon im Nebenlager exerzierte, stand die ehemalige Waffen-SS am Zaun und sparte nicht mit gepfefferten Kommentaren. Der Drill bei den Briten übertraf in seiner Sturheit und Einförmigkeit bei weitem die Ausbildungspraxis in der Wehrmacht. Der Abstand zwischen Offizier und Mann schien noch aus dem 18. Jahrhundert zu stammen. Während der Außenkommandos gab es vielfache Gelegenheit, mit den Tommies zu diskutieren, über Gott und die Welt. Es lohnte sich jedoch nicht; dazu war der Wissensstand bei den englischen Soldaten einfach zu niedrig.

Ende Oktober faßte ich den Plan, aus Neuengamme auszubrechen. Denn von Entlassungen, über die man soviel phantasiert hatte, war noch immer keine Rede. Und meine Geduld mit den

Willkürmethoden der Besatzer war restlos erschöpft. Worauf sollte ich noch warten? Ich beschloß, gleich nach Weihnachten der Neuengammer Gefängniswelt den Rücken zu kehren.

Als Fluchtweg wählte ich einen der hohen Wachttürme, die in regelmäßigen Abständen rund um das Lager standen, aber von den Tommies kaum noch benutzt wurden. Mit Hilfe der langen Feuerwehrleiter des Lagers mußte es mir gelingen, bei Dunkelheit auf die obere Plattform eines Wachtturms zu kommen, von wo ich mich dann nach außen abseilen würde.

Am 27. Dezember warteten meine Kameraden und ich gespannt auf den Sirenenton, der um 22 Uhr erscholl. Während Botho Kattoll am Lagertor als „Betrunkener" randalierte und so die Aufmerksamkeit der Wachtposten auf sich zog, legten wir die Feuerwehrleiter an den Turm, über die ich auf die Plattform turnte, wo ich sofort mit dem Abseilen begann. Das letzte Stück mußte ich springen – dann stand ich auf der anderen Seite des elektrischen Zauns, in der Freiheit! Ich zündete mir die Shagpfeife an und ging langsam in Richtung Bergedorf. Auf der anderen Seite des Zauns begleiteten mich noch ein Stück die Kameraden und flüsterten mir zu: „Mach's gut" – „Grüß die Heimat".

Am nächsten Vormittag, als ich längst in Hamburg war, auf dem Hauptbahnhof, und mich dort in einem britischen Militär-Güterzug versteckte, der nach Berlin dampfte, herrschte große Aufregung in Neuengamme. Britische Truppen durchsuchten jeden Winkel des Internierungslagers, durchkämmten kompanieweise die nähere und weitere Umgebung. Kurz vor Beginn des morgendlichen Zählappells hatte Botho Kattoll vorne am Lagertor meinen Abschiedsbrief an den britischen Lagerkommandanten, Oberstleutnant R. T. Appleby, abgegeben. Der Text lautete:*

* Das Original des Briefes befindet sich im Public record Office in London. Er wurde mit meiner Genehmigung in dem Buch „Vier Jahreszeiten" von Ebelseder und Seufert publiziert (Hamburg 1999).

Herr Lagerkommandant,

ich bedauere, Ihnen persönlich Schwierigkeiten machen zu müssen. Aber mir bleibt kein anderer Weg. Und es wäre sinnlos, nach mir zu fahnden, wenn ich geflohen bin, denn ich habe nicht die Absicht, mich draußen illegal zu bewegen und mich der Militärregierung zu widersetzen. Ich will lediglich meine Braut wiedersehen, und sei es nur für wenige Tage.

Ich versichere, daß ich das Lager nicht verlasse, weil ich etwas verbrochen habe oder irgendetwas zu fürchten hätte. Nein: Ich habe als Deutscher gelebt und als Soldat gekämpft.

Außerdem bin ich sehr jung. Hinter mir liegen zwanzig Jahre, vor mir noch ein ganzes Leben. Und seit Jahren wartet ein Mädchen auf mich.

Wenn Sie nun so jung wie ich und so unschuldig wie ich wären, Herr Appleby: Würden Sie sich dann jahrelang ungerechtfertigt einsperren lassen, ohne Aussicht und Hoffnung auf ein schnelles Ende und eine objektive Gerechtigkeit? Würden Sie da nicht lieber alles auf eine Karte setzen und sich selbst Gerechtigkeit zu schaffen suchen?

Ich jedenfalls tue es!

Wolfgang Venohr

Bilanzierung

Der Winter 1946/47 übertraf an Furchtbarem, an Hunger und Kälte alles, was die Deutschen jemals zuvor erlebt hatten. Die Versorgung der Bevölkerung sank ins Bodenlose. Die Menschen hungerten und froren schlimmer als die Tiere im Winterwalde. Die von den Besatzern festgesetzte tägliche Lebensmittelration für Kinder vom 9. bis 13. Lebensjahr betrug 300 Gramm Brot, 400 Gramm Nährmittel, 25 Gramm Fett, 20 Gramm Fleisch. Das war zu wenig zum Leben und etwas zuviel zum Sterben. Und dies war ja die bevorzugte Kinder-Ration! Nichtberufstätige, also beispielsweise die große Masse der Mütter und Hausfrauen, Rentner und Pensionäre, mußte sich laut alliierter Verordnung mit sieben Gramm Fett pro Tag begnügen. Der katastrophale Fettmangel untergrub die Widerstandskraft der Menschen, die barbarische Kälte erfror ihren letzten Lebensmut. Hätte es den „Schwarzen Markt" nicht gegeben, wäre nicht jeder zweite Deutsche zum „Schieber" geworden, hätte ein Volkssterben großen Ausmaßes die Folge sein müssen. So setzte dafür die totale Verarmung der breiten Massen ein. Vor allem die Bewohner der Großstädte, die aller landwirtschaftlichen Ressourcen entbehrten, wurden zu Opfern einer beispiellosen Ausplünderung, die sich über die Schwarzmarkt-Geschäfte vollzog. Was irgendwie von Wert war – Schmuck, Gold, Silber, wertvolle Bücher und Gemälde, Radioapparate und Orientteppiche – landete letzten Endes bei den vier Besatzern, die in ganzen Wagenladungen, in Schiffen und Flugzeugen die „abgekauften" deutschen Pretiosen in ihre Heimatländer schafften. Neben den offiziellen Demontagen und Reparationen, die das deutsche Volkseigentum dezimierten, fand eine individuelle Ausraubung der Deutschen statt, die seit dem Untergang Karthagos in der Geschichte ohne Beispiel war.

Zu denen, die so gut wie nichts besaßen, gehörte meine Familie, gehörte auch ich. Die Wohnung meiner Eltern war in der

Nacht vom 14. zum 15. April 1945 in Potsdam zum Opfer einer Luftmine geworden, mit allem, was an Besitz vorhanden gewesen war. Seitdem kluckte wieder alles, wie in den Jahren vor 1930, in einer Wohnung aufeinander, in der Weißenburger Straße 45 von Berlin-Spandau: Oma Elise, Tante Greta mit Gunter, meine Eltern mit meinem sechsjährigen Bruder – und nun noch ich. Ein Raum beherbergte den Frisiersalon meines gerade verstorbenen Großvaters Reinhold Witte, die übrigen zweieinhalb Zimmer standen für sieben Personen zur Verfügung.

Mir machte das nicht viel aus. Was hatte ich nicht in den vergangenen sechs, sieben Jahren alles überstanden! 1940 hatte ich öffentlich gegen NS-Brutalitäten Widerstand geleistet und war mit knapper Not dem Rausschmiß aus der HJ entgangen. Anfang 1942 hatte ich mich, erst 16 Jahre alt, kriegsfreiwillig gemeldet. Vom 15. Oktober '42 bis 31. Juli '44 war ich als Kradschütze und Panzergrenadier bei der 1. SS-Panzerdivision „Leibstandarte Adolf Hitler" im Einsatz gewesen (in der Ukraine, in Italien, wieder in der Ukraine und an der Invasionsfront). Die letzten neun Monate des Krieges hatte ich beim Regiment „Schill" (in der Slowakei) und beim Regiment „Kurmark" (an der Oderfront) gekämpft, in den letzten drei Monaten als Standarten-Oberjunker, also Oberfähnrich, und Führer einer Radfahrkompanie. Als MG-Schütze 1 hatte ich an vierzig bestätigten Nahkampftagen teilgenommen, Tapferkeitsauszeichnungen erhalten und zum Schluß, Mitte April 1945, einen schweren Beckendurchschuß an der Oderfront. Lazarett und Gefangenschaft kosteten noch einmal eineinhalb Jahre Lebenszeit. Ich besaß nichts, gar nichts, als ich aus Neuengamme ausbrach.

Anzuziehen hatte ich eigentlich nichts. Meine alte, blutbefleckte Tarnuniform mußte den nichtvorhandenen Zivilanzug ersetzen.

Ich stand kurz vor meinem 22. Geburtstag, war jung und abgehärtet. Ich ging durch meine Heimatstadt Berlin, und alles, was ich sah, waren Trümmer und Ruinen, waren Not und Elend. Wie Ratten huschten die unglücklichen, halbverhungerten Bewohner über die Straßen. Man konnte glauben, daß diese Stadt zum Untergang bestimmt war, verurteilt, das Schicksal Karthagos zu teilen. Doch merkwürdig, selbst an diesen apokalyptischen Anblick gewöhnte man sich. Das Leben ging, selbst in der Kriechspur eines Ameisenvolkes, unaufhaltsam weiter. Meine Gedanken waren auf die Zukunft gerichtet. Ich hatte mein Kriegsabitur in der Tasche, aber keinen Beruf. Vater riet mir, nicht sofort an ein Studium zu denken, sondern erst einmal einen praktischen Beruf auszuüben.

Ende März 1947 trat ich als Volontär in eine renommierte Spandauer Buchhandlung ein. Die Tätigkeit war auf halbtags, die Vertragszeit auf eineinhalb Jahre festgelegt. Die monatliche Entlohnung betrug 150 Mark, wofür man sich auf dem Schwarzen Markt ein Viertelpfund Butter oder sechzig deutsche Zigaretten kaufen konnte. Nachmittags half ich meinem Vater, der in Potsdam oder Ufastadt-Babelsberg den Kindern sowjetischer Offiziersfamilien, die in den ehemaligen Prominenten-Villen wohnten, Deutschunterricht gab. Auf dem Heimweg transportierte er täglich zehn Flaschen mit Wodka oder Likör nach West-Berlin, die er zu Schwarzmarktpreisen an Gaststätten-Besitzer verkaufte, wobei er pro Flasche etwa zehn Mark verdiente. So gelang es der Familie zu überleben, und Mutter konnte für meinen Bruder, der sechs Jahre alt war, hin und wieder zusätzlich zu den lächerlichen Rationen auf Lebensmittelmarken etwas Milch und Butter ergattern.

Ich genoß diese Schieberfahrten zwischen Spandau und Potsdam bzw. umgekehrt, auf denen ich nun die schwersten Taschen trug, außerordentlich, verschafften sie mir doch intime Einblikke in die Lebensgewohnheiten des sowjetischen Offizierskorps, die mir sonst verborgen geblieben wären. Diese Offiziere waren eigentlich mit nichts anderem beschäftigt als mit rücksichtsloser Selbstbereicherung. Denn alle Waren, die von ihnen für Geld an Deutsche verhökert wurden – und zwar Alkoholika wie hochwertige Lebensmittel –, stammten aus den deutschen Villen oder aus den Potsdamer Armeemagazinen der Roten Armee. Es waren Raubzüge großen Stils, und Al Capone oder die Sizilianische Mafia hätten die sowjetischen Stabsoffiziere und Generäle nicht an krimineller Energie übertreffen können.

Die Sache ging so vor sich: Die Herren Offiziere der Sowjetischen Besatzungsarmee, die nun in den Luxusvillen Heinz Rühmanns, Marika Rökks oder des Großadmirals Raeder residier-

ten, durchstöberten ihre Quartiere planmäßig nach Wertgegenständen. Fahrräder, Küchengeräte, Uhren und Kinderwagen stellten sie ihren „Matkas", ihren Frauen zur Verfügung. Gemälde, Teppiche und Bibliotheken schleppten sie dagegen auf einen Haufen, um sie an Deutsche, die bei ihnen verkehrten, zu „verkaufen". Doch das alles genügte ihnen nicht. Also schickten sie ihre Ehefrauen in die Potsdamer Armeemagazine der Sowjetischen Besatzungsstreitkräfte, die bis zum Bersten mit hochwertigen Produkten gefüllt waren, die die halbverhungerten deutschen Werktätigen der Russischen Zone bei Minimallöhnen erschuftet hatten. Die Frauen beluden kostenlos ihre Kinderwagen mit Schnaps, Likör, Butter und Speck bis an den Rand, legten ihre Babies darüber und passierten so unkontrolliert die Pforten der Magazine. Danach, in der Stubenrauchstraße, begann das Preisgeschachere mit meinem Vater, der fließend Russisch sprach, während ich inzwischen die Ware sortierte, die wir in unseren Aktentaschen verstauten, um sie nach West-Berlin zu transportieren.

Auf dem Weg zu den S-Bahn-Stationen konnte ich beobachten, wie die Offiziere dieser „sozialistischen" Armee mit ihren einfachen Soldaten umgingen. Sie prügelten sie willkürlich auf offener Straße, traten sie mit Stiefeln oder legten sie – bei Widerstand – einfach mit der Pistole um. Es konnte keine Rede davon sein, daß der Marxismus oder Bolschewismus einen „neuen Menschen" hervorgebracht hatte, der vom ICH zum WIR fortgeschritten war. Das sowjetische Offizierskorps, vom Unterleutnant bis zum Marschall, war in meinen Augen eine brutale Bande von Gangstern und Schiebern. Ich begriff schlagartig, warum diese Armee 1944/45, nach Überschreiten der eigenen Staatsgrenzen, einem Hunnenschwarm gleich über die wehrlose Zivilbevölkerung hergefallen war und mit ihren massenweisen Bestialitäten die eigene Ehre für immer geschändet hatte.

Ich hielt die Augen offen. Auch die westlichen Besatzungstruppen studierte ich bei meinen Fahrten durch die Westsektoren Berlins, wenn ich unterwegs war, die Alkoholika aus Potsdam/ Babelsberg zu den Gaststätten zu schaffen, in denen mich die Wirte schon händeringend erwarteten. Die Briten veranstalteten beispielsweise in Berlin-Spandau Lehrstunden, in denen deutsche Hausfrauen unterrichtet wurden, wie man Kartoffeln schält. Oder sie boten Kurse für deutsche Zivilisten an, in denen man lernen sollte, wie man sich vorschriftsmäßig über eine Straßenkreuzung bewegt. Sie behandelten die Deutschen als „Eingeborene" (und folgerichtig begann der erste Karnevalsschlager in Westdeutschland mit dem Text „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien"). Die Arroganz der Besatzer war einfach grotesk.

Mein Vater nahm das alles mit seiner altbekannten Ironie, als hohnlachendes Amüsement. Er konnte stundenlang Witze reißen über den verheerenden Wissensstand der sowjetischen und amerikanischen Offiziere, mit denen er „geschäftlich" zu tun hatte, denn er tauschte bald auch im US-Sektor russischen Wodka gegen amerikanischen Bourbon-Whisky. Ich dagegen verbuchte meine Beobachtungen als ernsthafte Lehre. Durch ihren Siegerhochmut verblendet, unter dem optischen Eindruck der deutschen Ruinenlandschaft und ihrer Elendsgestalten, führten sich die Besatzer wie Kolonialherren auf, die primitive Urwaldeinwohner zu regieren hatten. Und das in einem Land, das Goethe, Schiller, Kant hervorgebracht hatte, als die USA gerade erst im Entstehen waren, gegenüber einem Volk, das Martin Luther, Johann Sebastian Bach und Friedrich den Großen geboren hatte, als man in Rußland noch kaum des Lesens und Schreibens kundig war. So kam ich nicht einen Augenblick auf die Idee, in diesen Fremdlingen, die sich auf den Trümmern des Reiches breitmachten, „Befreier vom Nazi-Joch" zu sehen. In den Sowjets sah ich Barbaren aus der Steppe, in den Amis Cowboys aus der Prärie.

Die Tätigkeit in der Buchhandlung, so unbedeutend sie an und für sich war, entpuppte sich als Glücksfall für mich. Der Inhaber, der in Buchhandelskreisen hochangesehene Herr Ernst, hatte ein reichhaltiges Antiquariat zusammengekauft, dessen Katalogisierung ich übernahm und das zu einer wahren Fundgrube des Wissens für mich wurde. Zuerst las ich wahllos, vor allem alles, was in den ersten Jahren nach 1945 an antifaschistischer Literatur erschien. Dann kam ich auf die Idee, mich mit dem „Nürnberger Prozeß" auseinanderzusetzen, den ich in Neuengamme so verächtlich ignoriert hatte. Ich stürzte mich auf die Texte der Friedensschlüsse im 18. und 19. Jahrhundert, verschlang die interpretierende Sekundärliteratur und konnte schließlich Hunderte von „Ploetz"-Seiten auswendig. Sehr bald wurden mir die gravierenden Unterschiede zu Versailles 1919 und zu Potsdam 1945 klar. Jahrhundertelang hatte es zu den europäischen Wertevorstellungen gehört, aus dem Prozeß einer Friedensfindung den Komplex der Kriegsverursachung und vor allem den der „Kriegsschuld" strikt auszuklammern. Die Beurteilung dieser Fragen blieb Gott und der Geschichte vorbehalten. Im Gegenteil, man gewährte sich gegenseitig ausdrücklich volle und ewige Verzeihung für alles, was während des Krieges geschehen war (so beispielsweise § 2 des Hubertusburger Friedens von 1763). Es gehörte zur „Streitkultur" des 18. und 19. Jahrhunderts, auf moralische Racheansprüche zu verzichten und zu unideologischen Friedensschlüssen zu kommen.

Mit dieser Tradition brachen 1919 die Westmächte, als sie die deutschen und österreichischen Friedensunterhändler wie Kriminelle behandelten und ihnen – quasi mit vorgehaltener Pistole – Diktate aufzwangen. Zwar erreichten sie damals noch nicht die Auslieferung der deutschen Feldherren und des Kaisers als „Kriegsverbrecher", doch der Sturz der tausendjährigen deutschen Monarchie wurde expressis verbis als Kriegsziel formuliert und

schließlich durchgesetzt. Damit wurde der Weg applaniert für den „Racheengel" Adolf Hitler.

Im Lichte solcher Erkenntnisse begann ich auch den II. Weltkrieg zu hinterfragen. Die Konferenzen von Jalta und Potsdam sah ich als Endstadien einer verhängnisvollen Entwicklung, die zu Beginn des Jahres 1943 mit Casablanca, mit der entehrenden Forderung nach „bedingungsloser Kapitulation" („unconditional surrender") begonnen hatte. Denn diese Forderung, die man bis dahin lediglich vom Amerikanischen Bürgerkrieg 1865 kannte, postulierte ja implizit bereits eine angebliche Kollektivschuld des deutschen Volkes. Und der britische Kriegspremier Winston Churchill war zynisch genug gewesen – wie ich nun bei meiner Lektüre erfuhr –, die Casablancaformel in aller Öffentlichkeit zu interpretieren, indem er erklärte: „Unconditional surrender gibt uns das Recht, die Zukunft Deutschlands zu bestimmen... Wir verstehen unter diesem Begriff alle Rechte über Leben, Besitz und Handlungen der Deutschen."

Wie Schuppen fiel es mir beim Lesen dieser Worte von den Augen. Zweihundert Jahre zivilisierter Umgangsformen unter den Staaten, wie sie das aristokratisch bestimmte Europa in seinen Friedensschlüssen kultiviert hatte, wurden mit einem Schlage ausgelöscht. Es handelte sich um einen säkularen Rückfall in die Zeiten der Barbarei. Wenn der Sieger nach dem Kampf beliebig und willkürlich über Leben und Besitz des Feindes verfügen konnte, dann war das Jahr 390 v. Chr. wieder aktuell, als Brennus Rom verbrannte und den Besiegten gegenüber sein Schwert in die Waagschale warf, indem er ihnen zurief „Vae victis" („Wehe den Besiegten!").

Aus dieser Churchill-Brennus-Haltung heraus, so verstand ich nun, hatten die Alliierten sich angemaßt, über die deutsche Führung in Nürnberg zu Gericht zu sitzen. Es ging dabei keinen Augenblick um Recht oder Gerechtigkeit, um Demokratie oder

Nationalsozialismus. Sinn der schaurigen Veranstaltung war, den zu Boden geworfenen Deutschen eine zusätzliche Demütigung, eine seelische Erniedrigung beispielloser Art zuzufügen. In Nürnberg wurden nicht nur zehn Angeklagte, es wurde das nationale Selbstbewußtsein der Deutschen erdrosselt. Und das war die Absicht der Alliierten.

Doch was gingen mich eigentlich die Besatzer an? Ihr Siegerhochmut würde von der Geschichte „bestraft" werden, soviel hatten wir in Posen von unserem verehrten Direks Roderich Walter gelernt; auf die Hybris folgt nach historischer Logik immer die Nemesis. (Und tatsächlich gingen ja innerhalb eines halben Jahrhunderts nach 1945 das Britische, das Französische und das Sowjetische Weltreich zugrunde.) Ungleich wichtiger schien mir, die eigenen Fehler, Irrtümer und Verbrechen bloßzulegen. Waren nicht Polen, Juden, Russen und Ukrainer von unserer Führung als „Untermenschen" behandelt worden? Ja, es war hohe Zeit Bilanz zu ziehen! So nahm ich mir Adolf Hitlers „Mein Kampf" vor, jenes Buch, das er von 1924 bis 1926 diktiert und von dem ich in Neuengamme festgestellt hatte, daß es kaum einer seiner Anhänger gelesen hatte.

In unserem Antiquariat entdeckte ich die 449.–453. Auflage aus dem Jahre 1939. Bis dahin hatte die Gesamtauflage des Buches 5,2 Millionen Exemplare betragen. Die Vorstellung, daß höchstens zwei oder drei Prozent der Käufer dieses Buch wirklich gelesen hatten – und von ihnen das Gros wohl auch nur zum Teil – hatte etwas Gespenstisches, etwas tief Verwirrendes an sich. Das ganze deutsche Volk hatte seit Frühjahr 1935, seit der „Volksempfänger" flächendeckend in Erscheinung getreten war, in höchster Spannung die Reden Adolf Hitlers gehört. Aber fast niemand kannte das, was er ein Jahrzehnt zuvor geschrieben und als sein „Vermächtnis" offenbart hatte.

Nun las ich vormittags, im Antiquariat, hochkonzentriert, den Bleistift in der Hand. Ehe ich es mich versah, ging ich durch ein

Wechselbad der Gedanken und Gefühle. Gleich die erste Seite hatte es in sich. Hitler schrieb: „Als glückliche Bestimmung gilt es mir heute, daß das Schicksal mir zum Geburtsort gerade Braunau am Inn zuwies. Liegt doch dieses Städtchen an der Grenze jener zwei deutschen Staaten, deren Wiedervereinigung mindestens uns Jüngeren als eine mit allen Mitteln durchzuführende Lebensaufgabe erscheint! Deutsch-Österreich muß wieder zurück zum großen deutschen Mutterland..."

Ja, was war dagegen einzuwenden? Nichts war während der zwölfjährigen NS-Zeit schöner und erhebender gewesen als die Wiedervereinigung mit Österreich im März/April 1938, als selbst meine kühle Großmutter Tränen der Begeisterung und Rührung in den Augen gehabt hatte. Der großdeutsche Traum von 1848, den die Besten der Nation geträumt hatten, war damals im Zeichen des Selbstbestimmungsrechts wahr geworden. Immerfort, selbst jetzt, zehn Jahre danach, formte sich in meinem Hirn der Satz: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!" Ja, dafür hatten wir gekämpft, in Ost und Süd und West, für das brüderliche Reich aller Deutschen, und ich selbst würde sie niemals vergessen: die Schwaiger, Strohmayr, Bendl, aus Tirol, der Steiermark und Wien, mit denen ich gemeinsam im feindlichen Feuer gestanden hatte.

Doch schon fünf Zeilen später stutzte ich. Hitler schrieb: „Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, ersteht aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens." Was, um Gottes Willen, sollte das denn heißen? Das hatten wir niemals zu hören bekommen; weder zuhause noch in der Schule oder in der Hitlerjugend. Nie war ein Wort davon gefallen, die Grenzen des ersehnten Großdeutschen Reiches zu überschreiten und zur Eroberung „fremden Grund und Bodens" aufzubrechen. Das hätte

ja auch allen Prinzipien des nationalen Selbstbestimmungsrechts widersprochen; aus Befreiungsnationalismus wäre Eroberungsimperialismus geworden.

Die ersten drei Kapitel („Im Elternhaus" – „Wiener Lehr- und Leidensjahre" – „Allgemeine politische Betrachtungen aus meiner Wiener Zeit") las ich mit angespanntem Interesse, teilweise mit Bewunderung. Der fanatische Existenzwille dieses armen Jungen aus Oberösterreich, seine enorme Selbstbehauptungskapazität, beeindruckten mich nachhaltig. Seine Ausführungen über Ritter von Schönerer und Dr. Lueger, die beiden österreichischen Volkstribunen, zeigten mir seine außerordentliche Intuition für machtpolitische Kombinationen: Obwohl er im Grunde ein entschiedener Schönerer-Anhänger war, erkannte er doch die populistische Durchschlagskraft Dr. Luegers, der es verstand, breite Volksschichten mit der sozialen Frage anzusprechen. Der geniale Massenpropagandist Hitler zeigte hier schon seinen publizistischen Instinkt und sein politisches Kaliber.

Hitler entwickelte auch die richtige Auffassung für Geschichte (sein Lieblingsfach in der Schule). Er schrieb, er wollte sie nicht „lernen", sondern sie sollte ihn „lehren". Doch bald, bei der Beschreibung seiner Wiener Jünglingsjahre, wurde ich nachdenklich. Hitler schrieb: „Das danke ich der damaligen Zeit, daß ich hart geworden bin und daß ich hart sein kann." Da war er also wieder, der unselige Appell an das Hartsein, an die Härte, unter dem ich schon damals, 1940 in Posen, gelitten hatte, als der HJ-Gebietsführer sie mir gepredigt hatte. Härte, das hatte ich ja auf dem Fahnenmarsch nach Kutno erfahren, konnte nur allzu leicht in Brutalität und Inhumanität umschlagen. Mein Vater erzählte mir, Adolf Hitler habe mal gesagt: „Ich bin eine Art Magnet. Ich streife wie ein Magnet über das deutsche Volk und ziehe alle an, die Stahl und Eisen im Blut haben." Stahl und Eisen fühlte ich selbst in meinem Blut; dagegen war nichts einzuwenden. Aber zu

Stahl und Eisen mußten Mäßigung und Milde, mußten Liebe und Mitleid kommen. Davon war bei Hitler, auch in „Mein Kampf", keine Rede.

Zur „Härte" kam noch etwas anderes. Hitler schrieb, daß er von seinem Vater neben anderen Eigenschaften „wohl auch die einer ähnlichen Starrheit geerbt haben mochte". Über diese Selbstmitteilung kam ich ins Grübeln. Hatte er nicht als Staatsoberhaupt und Oberster Befehlshaber in den letzten vier Jahren seiner Herrschaft, von 1941 bis 1945, eine „Starrheit" an den Tag gelegt, die etwas Selbstzerstörerisches, Unbegreifliches, ja Irrationales an sich trug? War nicht sogar mir als neunzehnjährigem Gefreiten, im Juni 1944, an der Invasionsfront die Erkenntnis aufgegangen, daß der Krieg nicht zu gewinnen war? Nach welchen moralischen Grundprinzipien hatte er das deutsche Volk noch zehn Monate lang zum „Durchhalten" aufgefordert, wenn doch alles schon verloren war, was ihm sein Intellekt sicher längst verraten hatte? Gewiß, ich wollte nicht vorschnell urteilen: Adolf Hitler hatte ja in den sieben Jahren von 1933 bis 1940 als Außenpolitiker eine geistige Flexibilität und Kreativität gezeigt, eine taktische Wendigkeit und einen diplomatischen „Opportunismus" – siehe die Abkommen mit Polen, mit England und vor allem mit der Sowjetunion –, daß man auch im Nachhinein perplex sein mußte. Es kam aber wohl zu einer Arretierung seiner Gedanken und Gefühle, wenn ein Widerstand sich partout nicht überwinden ließ, wenn es notwendig gewesen wäre, die Prämissen seiner Vorstellungswelt von neuem zu überdenken, sie notfalls zu korrigieren.

Sein Starrsinn, seine vom Vater ererbte Starrheit verrieten sich auch, wenn er über seine Wiener Jahre schrieb: „In dieser Zeit bildeten sich mir ein Weltbild und eine Weltanschauung, die zum granitenen Fundament meines derzeitigen Handelns wurden. Ich habe zu dem, was ich mir so einst schuf, nur weniges

hinzulernen müssen; zu ändern brauchte ich nichts." Ja, das hieß doch mit dürren Worten, daß Hitler in einem Lebensalter von 24 Jahren, etwa im Jahre 1913, geistig „perfekt" zu sein glaubte, daß er im Grunde danach nichts mehr aufgenommen, nichts mehr dazugelernt hatte. Als Hitler 1924 „Mein Kampf" geschrieben, als er 1933 die Macht in Deutschland ergriffen hatte, da tat er das alles also mit dem geistigen Rüstzeug eines Vierundzwanzigjährigen! Kurz vor meinem 24. Geburtstag stand ich jetzt selbst; und befand ich mich nicht erst am Anfang eines unendlichen Lernprozesses?

Als ich zum 11. Kapitel („Volk und Rasse") kam, wollte ich das Buch an die Wand werfen. Die antisemitische Agitation, mit Schaum vor dem Mund, stieß mich ab. Mein Vater hatte zwischen Philosemitismus und Antisemitismus geschwankt, hatte über die „jüdische Frage" seine Witze gerissen. Ich hatte das Problem schon als Kind nicht verstanden. Ich war einfach unfähig, in Rassekategorien zu denken. Ich kannte nur Völker und Staaten. Das Gebot der „Rassereinheit", von dem Hitler so leidenschaftlich schrieb, war mir Hekuba. Wie hatte unser Oberstudiendirektor in Posen gesagt? „Nur Blutsmischung schafft Spannung, schafft Genialität!" Wie anders sollte man sich sonst beispielsweise den preußischen Juden Ferdinand Lassalle, den Schöpfer des nationalen Sozialismus, erklären? Plötzlich fühlte ich mich auf mein Preußentum zurückgeworfen, das ich so lange vergessen hatte, sah in Hitler den Österreicher, denn dieser fanatische Rassen-Chauvinismus, den ich einfach nicht nachvollziehen konnte, schien mir ein Produkt des katholischen Südens oder des Wiener Schmelztiegels. Das verblödende Gift des Antisemitismus konnte meinem preußischen Herzen nichts anhaben.

In die geistige Hauptschlacht mit „Mein Kampf" ging ich, als ich mir das 13. und 14. Kapitel („Deutsche Bündnispolitik" und

„Ost-Orientierung oder Ostpolitik") vornahm. Hitlers leidenschaftliche Agitation in Sachen Südtirol, das er zugunsten eines deutsch-italienischen Bündnisses preiszugeben gedachte, stürzte mich in ein tiefes Gefühlsdilemma. Hier gab er ja das nationale Selbstbestimmungsrecht, das er ansonsten nicht hoch genug preisen konnte, für ein außenpolitisches Kalkül dahin. Ich legte das Buch aus der Hand und sinnierte: Ursprünglich, in den Jahren 1933 bis 1937, war Adolf Hitler eigentlich ein „Verzichtspolitiker" par excellence gewesen. Er hatte praktisch nicht nur auf Südtirol, Elsaß-Lothringen, Eupen-Malmedy und Nordschleswig verzichtet, mit seinem deutsch-polnischen Nichtangriffspakt von 1934 hatte er einen indirekten Verzicht auf die Provinzen Posen-Westpreußen und auf Ost-Oberschlesien signalisiert. Mein Vater hatte mir 1938, in Dessau, gesagt: „der Führer ist der polenfreundlichste Reichskanzler, den wir je gehabt haben". Und in der Tat war er ja noch im Jahre 1939 bereit gewesen, gegen die Rückkehr Danzigs zum Reich die deutsch-polnische Grenze von 1919 für alle Zeiten zu garantieren. Mein antinazistischer Großvater Reinhold hatte ihm noch im Frühjahr 1939, nach dem Einmarsch in Prag, vorgeworfen, er sei ein eingefleischter Österreicher, der nur die ehemaligen k.u.k.-Gebiete (Österreich, Sudetenland, Böhmen-Mähren) heimhole, während er auf die verlorenen preußischen Gebiete im Osten leichten Herzens verzichte. Jedenfalls konnte man bis 1939 mit gutem Grund die Ansicht vertreten, Hitler übertreffe bei weitem sämtliche Reichskanzler des Kaiserreichs und der Weimarer Republik als „Verzichtspolitiker".

Jetzt, beim Weiterlesen, wurde mir seine wahre außenpolitische Konzeption völlig klar. Aus einem Blinden wurde ein Sehender! Hitlers Polemik gegen diejenigen, die das Versailler Diktat von 1919 revidieren wollten, indem sie die Wiederherstellung der Reichsgrenzen von 1914 erstrebten, bot den Schlüssel zum

Kern seiner geopolitischen Vorstellungen. Er schrieb: „Die Grenzen des Jahres 1914 bedeuten für die Zukunft der deutschen Nation gar nichts. In ihnen lag weder ein Schutz der Vergangenheit, noch läge in ihnen eine Stärke für die Zukunft. Das deutsche Volk wird durch sie weder seine innere Geschlossenheit erhalten, noch wird seine Ernährung durch sie sichergestellt, noch erscheinen diese Grenzen, vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, als zweckmäßig oder auch nur befriedigend, noch können sie endlich das Verhältnis bessern, in dem wir uns zur Zeit den anderen Weltmächten oder, besser gesagt, den wirklichen Weltmächten gegenüber befinden. Der Abstand von England wird nicht verkürzt, die Größe der USA nicht erreicht; ja, nicht einmal Frankreich würde eine wesentliche Schmälerung seiner weltpolitischen Bedeutung erfahren."

Das sagte alles. Es wurde mir ganz unzweifelhaft, daß es ein riesiges Mißverständnis zwischen Adolf Hitler und dem deutschen Volk gegeben hatte! Jedermann in Deutschland, von alt bis jung, von arm bis reich, hatte sich mit Hitler darin einig gefühlt, daß das sogenannte Schanddiktat von Versailles revidiert werden mußte; möglichst auf friedlichem Wege, sicher mit einzelnen Kompromissen, aber grundsätzlich, was seine diskriminierenden Bestimmungen anbetraf. Also: kein deutsches Kriegsschuldbekenntnis – Wehrhoheit und Waffengleichheit – volle Souveränität und Unabhängigkeit – Gleichberechtigung mit den anderen europäischen Großmächten. Doch Hitler war es überhaupt nicht um die Revision von Versailles gegangen! Er schrieb: „Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein." Die Weltmacht-Bedeutung eines Staates maß er am „Lebensraum", also an der Größe des Territoriums, und an der Bevölkerungszahl. Er schrieb, in hundert Jahren müßten aus 85 Millionen Deutschen 250 Millionen Menschen geworden sein. Und was die territoriale Expansion anging, schrieb er: „Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Rußland und die ihm untertanen Randstaaten denken."

Ich mußte an meine Aussprache mit dem kommissarischen Gebietsführer Büchau in Posen, im Oktober 1940, denken.* Der hatte zu meiner maßlosen Verblüffung davon gesprochen, daß es gar nicht um den Vertrag von Versailles im Jahre 1919, sondern daß es um den Westfälischen Frieden von 1648 ginge. Das Ziel war also nicht ein deutscher Nationalstaat, in dem alle Deutschen lebten, sondern ein supranationales Reich, in dem die Deutschen als Herren fungierten! Das war das Gegenteil von Befreiungs-Nationalismus, der sich als Korrektur des Unrechts von Versailles verstanden hatte; das war kontinentaler Imperialismus in Reinkultur. Zuhause, in der Schule, in der Hitlerjugend, in den Panzerdeckungslöchern der Ostfront – überall war der Glaube lebendig gewesen: „Wir korrigieren Versailles – wir wollen das nationale Selbstbestimmungsrecht – wir kämpfen für Deutschlands Unabhängigkeit und Gleichberechtigung." Adolf Hitler aber hatte in Wahrheit ganz andere Ziele verfolgt! Bis 1933 hatte er in Hunderten von Reden von „Versailles" gesprochen. Danach, bis 1939, hatte er sich diplomatisch-verschleiernd ausgedrückt. Im Krieg dann hatte er vage vom „großdeutschen Freiheitskampf" geraunt. Niemals, in keiner seiner öffentlichen Reden und Ansprachen, hatte er die Karten aufgedeckt, hatte er sein wahres Ziel genannt: das Großreich von der Maas bis an die Wolga, oder wenigstens vom Rhein bis an den Don, mit 200 bis 300 Millionen Menschen, ein supranationales Reich, das es mit Großbritannien und den USA an Macht, Einfluß und Autarkie aufnehmen konnte. Hitler hatte sein Volk, seine Jugend, seine Soldaten bewußt irregeführt, indem er seine wahren Ziele konsequent verschleiert hatte.

* siehe meine Autobiographie „Erinnerung an eine Jugend", München 1997

Als ich „Mein Kampf" zuschlug, war der Bruch mit dem Manne vollzogen, den ich zehn Jahre lang, von 1935 bis 1945, als die Verkörperung der deutschen Identität angesehen hatte. Eine ungeheure Ernüchterung, eine tiefe Desillusionierung kam über mich. Doch was viel schwerer wog, was viel tiefer in mein Bewußtsein einschnitt, war die plötzlich aufdämmernde Erkenntnis: das NS-Reich Hitlers hätte den Krieg niemals gewinnen dürfen! Die Vorstellung, wir Deutschen hätten fünfzig Jahre lang, von allen anderen Völkern gehaßt, Europa als Besatzer beherrscht, hätten das Selbstbestimmungsrecht der anderen Nationen vergewaltigt, hätten es mit Stiefeln getreten, hatte selbst im Nachhinein etwas Niederschmetterndes, etwas Alptraumhaftes. Nichts hatte ich schon als Schüler mehr verabscheut als das Römische und das Britische Weltreich, als das Imperiale, das Völkerverachtende und Freiheitsknechtende. Ich wäre wohl wahnsinnig geworden, wenn ich mein Volk nach gewonnenem Krieg in solcher Rolle gesehen hätte. Allerdings: Die brutale Besatzungsherrschaft der Alliierten in Deutschland, der schrankenlose Imperialismus Moskaus wie Washingtons, die die Niederlage des Deutschen Reiches benutzten, um Europa zu entmachten und in Interessensphären aufzuteilen, rechtfertigte in meinen Augen den verzweifelten Abwehrkampf der Wehrmacht 1942 bis 1945 voll und ganz.

Unter Schmerzen zog ich Bilanz: Hitler und die Deutschen, zwölf Jahre lang auf Leben und Tod miteinander verbunden, hatten für unterschiedliche Ziele gekämpft, ihr Glaube war nicht identisch, war niemals deckungsgleich gewesen. Die deutschen Soldaten waren „für Großdeutschland" gefallen, ihr Führer und Oberster Befehlshaber spottete insgeheim über nationale Ziele, steuerte ganz andere Horizonte an. So furchtbar die Erkenntnis an und für sich war, so schärfte sie doch zugleich meinen Blick für die politischen Aufgaben der Gegenwart, jetzt, im Jahre 1948.

Wenn Hitlers Politik imperialistisch und damit zutiefst antinational gewesen war, so entstand für die Überlebenden der großen Katastrophe die Verpflichtung, nun so national wie möglich zu sein! Das hieß konkret: mit allen Mitteln für das Überleben, für die Existenz und für die Einheit der deutschen Nation zu kämpfen.

Anhang

1955–1956 Redakteur der „Nürnberger Nachrichten".

1957–1960 Sachbearbeiter und Dramaturg bei „UFA-Werbefilm", Berlin.
Der Verfasser plädiert als freier Publizist in zahlreichen Artikeln für eine schnelle Wiedervereinigung Deutschlands in konföderativen Strukturen.

1961–1962 Chefdramaturg bei REX-FILM, Berlin, freier Mitarbeiter für DIE ZEIT.
Verfasser veröffentlicht dort seine Serie „Die roten Preußen der Volksarmee", die erste größere Darstellung der DDR-Armee in der westdeutschen Presse.

1963–1964 Chefdramaturg bei der „Fernsehgesellschaft der Berliner Tageszeitungen" (FBT).
Verfasser produziert als Antwort auf den Mauerbau der SED die Fernsehdokumentation „Hauptstadt Berlin".

1965 Der Verfasser wird Chefredakteur von „stern tv", Hamburg.

1967 Verfasser produziert als Autor und Regisseur den Fernsehfilm „Stauffenberg – Vorbild für ganz Deutschland" zum 60. Geburtstag des Hitler-Attentäters. Großes Echo in West und Ost.

1969–1974 „stern tv" erhält das Exklusivrecht, für das westdeutsche Fernsehen (ARD) in der DDR Fernsehfilme über die DDR zu drehen. Verfasser dreht persönlich als Autor und Regisseur die Filme: „Impressionen einer Jubelfeier" – „Die Erben der Barone" – „Halb Preußen, halb Sachsen" – „Potsdam = Alter Fritz + Sozialismus" – „Unter den Linden".
Die Bundesregierung verleiht dem Verfasser für seine Exklusiv-Berichterstattung aus der DDR den Jakob-Kaiser-Preis.

1977 –1979 Verfasser gestaltet als Autor und Produzent für das ZDF die 10teilige Fernsehserie „Dokumente Deutschen Daseins", eine deutsche Nationalgeschichte der Zeit von 1445-1945. Schwerpunkt der Sendungen ist der Kampf um die deutsche Einheit. Größte Seherbeteiligung für eine Geschichtssendung des ZDF.
Bundespräsident Walter Scheel urteilt: „Mir scheint, daß die historischen Darstellungen der Sendereihe DOKUMENTE DEUTSCHEN DASEINS ein gelungener Versuch ist, Reportage und Kommentar mit dem Für und Wider kritischer Betrachtung zu verbinden und daß wesentliche Züge der betreffenden Epoche unserer Vergangenheit lebendig werden."
Der Verfasser erhält den Joseph E. Drexel-Preis „für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Journalismus und des gesamten Medienwesens".

1980 Verfasser veröffentlicht gemeinsam mit Sebastian Haffner das Buch „PREUSSISCHE PROFILE", das zum Bestseller wird und auch bei Gallimard in Paris unter dem Titel „Profils Prussiens" mit einem Vorwort von Michel Tournier erscheint.

1982 Verfasser veröffentlicht als Herausgeber und Co-Autor den Sammelband „DIE DEUTSCHE EINHEIT KOMMT BESTIMMT", in dem zehn prominente Autoren für Deutschlands Wiedervereinigung plädieren. Das Buch stößt bei den Herrschenden in Bonn und Ost-Berlin auf wenig Zustimmung. Lediglich Richard v. Weizsäcker hebt das Buch und den Herausgeber vor dem Deutschen

Bundestag als wegweisend hervor und schreibt am 23. September 1982 an den Verfasser: „Im Bundestag und auch bei anderen Gelegenheiten erwähne ich das Buch immer wieder, weil es die Auseinandersetzung lohnt."

1983 Die SED-Führung greift den Verfasser scharf wegen seines Einsatzes für die Wiedervereinigung Deutschlands an. In einem grundlegenden Werk unter dem Titel „Geschichte - Ideologie - Politik" beschäftigen sich 16 Seiten des Buches ausschließlich mit den DOKUMENTEN DEUTSCHEN DASEINS und ihren politischen Auswirkungen. Angeprangert wird von der SED der „noch immer nicht aufgegebene, längst mit den Tatsachen in Widerspruch geratene Anspruch auf eine fortbestehende Einheit Deutschlands, die angeblich die sozialistische DDR und die kapitalistische BRD umwölben soll".

Verfasser stellt als Produzent und Co-Autor die beiden Fernsehfilme „Kriegsverbrechen der Alliierten" her, in denen zum ersten Mal im Deutschen Fernsehen Kriegsverbrechen der Alliierten in Ost und West dokumentiert werden.

Verfasser stellt als Produzent und Co-Autor die beiden Fernsehfilme „Warum sie Adolf Hitler wählten" und „Warum sie Adolf Hitler folgten" her, in denen zum ersten Mal im Deutschen Fernsehen die ehemaligen Hitler-Wähler ihre Wahl-Motivationen von 1933 und 1938 offen bekennen dürfen.

1984 –1985 Verfasser beendet auf eigenen Wunsch seine zwanzigjährige Fernseharbeit, um nur noch Bücher zu

schreiben. Er veröffentlicht den Sammelband „OHNE DEUTSCHLAND GEHT ES NICHT", ein leidenschaftliches Bekenntnis zur Wiedervereinigung Deutschlands.

Mit den Dokumentarspielen „Der Opportunist" (Pierre Laval) und „Das Verhör des Ernst Niekisch" erringt der Verfasser als Filmproduzent zweimal den DAG-Preis in Gold.

1986 Verfasser publiziert unter dem Titel „FRIDERICUS REX" einen Bestseller zum 200. Todestag Friedrichs des Großen. Bundespräsident v. Weizsäcker schreibt ihm am 1. September 1986 dazu: „Bei der Vorbereitung auf meine Ansprache über Friedrich habe ich Ihr Buch mit wahrer Herzensfreude gelesen. Als Fachmann werden Sie den Beweis für diese Aussage in meinem Redetext immer wieder entdeckt haben. Viele Gedanken und Aspekte verdanke ich Ihrer Darstellung. Mit besonderem Respekt und mit Bewegung habe ich Ihr Nachwort über das Friedrich-Rästel gelesen. Es ist die Noblesse des Autors, die das Noble an Friedrich sichtbar werden läßt."

1985–1987 Verfasser veröffentlicht die beiden Biographien „Stauffenberg – Symbol der deutschen Einheit" und „Der Soldatenkönig".

1983–1988 In einer Reihe von Denkschriften wendet sich der Verfasser an die führenden politischen Repräsentanten der beiden deutschen Staaten sowie an die Botschafter und Deutschland-Experten der vier Besatzungsmächte, um auf die Dringlichkeit einer Lösung der deutschen Frage aufmerksam zu machen und um mit Anregungen oder Vorschlägen

seinerseits im Sinne der Wiedervereinigung zu wirken. Bundespräsident v. Weizsäcker schreibt dem V., kurz vor seinem Rußlandbesuch, am 27. Juni 1987: „Ich habe die Verdichtung Ihrer generellen Idee in einen konkreten Plan mit großem Interesse gelesen... Mein Mandat ist ein anderes als das Ihre. Die Arbeitsteilung in Ihrer und meiner Rolle verantwortlich wahrzunehmen, hilft wechselseitig. In diesem Sinne bin ich für Ihre Anregung und dringliche Anmahnung dankbar. Meinerseits werde ich beim Besuch in Moskau und darüber hinaus auf die Entwicklung Einfluß zu nehmen suchen."

April 1990 Zum 65. Geburtstag des Verfassers schreibt ihm Bundeskanzler Helmut Kohl am 11. April 1990: „Meine guten Wünsche gelten einem angesehenen Journalisten und Publizisten, den Sachkunde, politische Sensibilität und Urteilskraft auszeichnen. Ihre Beiträge und Veröffentlichungen zur Deutschlandpolitik sind ebenso beharrliche wie überzeugende Plädoyers für die deutsche Einheit. Heute ist das Ziel eines einigen Vaterlandes in greifbare Nähe gerückt. Durch die politische Entwicklung der vergangenen Monate ist die Weitsicht und Tragfähigkeit Ihrer Überzeugungen eindrucksvoll bestätigt worden."

Okt. 1990 Der Erlanger Historiker, Professor Dr. Hellmut Diwald, schreibt dem Verfasser am 18. Oktober 1990: „Was sich während des letzten Jahres ereignet hat, war die grandioseste Bestätigung Ihrer jahrzehntelangen Überzeugung. Nicht die Bonner Politiker haben die Dinge bewegt, obgleich sie jetzt so tun, als ob. Sie, lieber Herr Venohr, haben

die richtige Entwicklung allein mit dem Buchtitel „Die deutsche Einheit kommt bestimmt" vorausgesagt – ganz abgesehen von Ihrem jahrzehntelangen Wirken. Und dies wird die Geschichte einmal registrieren, noch zu einer Zeit, da sich niemand mehr an die Namen in Bonn erinnern wird."

1991–1995 Verfasser publiziert die Bücher „Napoleon in Deutschland" – „Ludendorff" – „Patrioten gegen Hitler" – „Der große König".

1997 Der Verfasser veröffentlicht einen Bericht über seine Kindheit in den Jahren 1930 bis 1940 unter dem Titel „Erinnerung an eine Jugend".